

Württ.  
Länder-  
blätter

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND      APRIL-JUNI 1980**  
**KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART      HEFT 2**

*Za 692*

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

31. Jahrgang Heft 2

April–Juni 1980

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten  
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 711920.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-  
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 223243.

Diesem Heft ist eine Beilage des Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart, beigelegt.

## Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache ..... 73

Denkmalpflege für morgen ..... 74

HEILWIG SCHOMERUS

Arbeiterleben in Esslingen  
vor hundert Jahren ..... 93

RUPERT WILD

Die Saurierfunde von Kupferzell ..... 110

EBERHARD HAUSE

Die Romfahrt des Abtes Wilhelm von Hirsau .. 117

WOLFGANG IRTENKAUF

Wanderungen in die Vergangenheit (2):  
Waldkapelle Heselbach im Murgtal ..... 126

HERMANN EHRET

Immanuel Hermann Fichte  
und seine Beziehungen zu Württemberg ..... 127

KARL ERWIN FUCHS

Das Fleckenzeichen von Ilsfeld  
Varianten auf Grenzsteinen ..... 130

Buchbesprechungen ..... 135

Die Autoren ..... 144

Leserforum ..... 147

sh aktuell ..... 148

Veranstaltungen und Studienfahrten ..... 159

## Willy Leygraf: Zur Sache

Die Natur insgesamt, die Umwelt, der Wald, Vögel und Orchideen, Denkmäler, Kirchen und Burgen – es gibt kaum etwas von Belang in unserer Gegenwart, in unserer Gesellschaft, in unserer Landschaft, das nicht seine engagierte «Schutztruppe» hätte und vielleicht sogar einschlägige Schutzgesetze. Wozu da noch Heimatschutz ganz allgemein, der sich um alles und jedes kümmert – und der deshalb (wie manche Kritiker meinen) eigentlich für nichts richtig zuständig und kompetent ist?

Aller Spezialitätenschutz ist an die Definition seines Gegenstandes gebunden; und innerhalb dieser Bindung ist er ganz zwangsläufig vor allem mit dem Besonderen, mit dem Kostbaren beschäftigt.

Heimat aber ist zum einen bestimmt durch das Neben-, Mit- und Ineinander des Verschiedenartigen, durch die Totalität aus Natur und Kultur, aus Geschichte und Gegenwart. Und zum anderen läßt sich Heimat nicht festlegen auf Seltenheiten, Kostbarkeiten, Berühmtheiten.

Heimat ist vor allem banale Alltäglichkeit, das Umfeld, in dem das alltägliche Leben sich abspielt. Die Spezialitäten und Besonderheiten wirken in dieses Umfeld direkt oder indirekt hinein.

Aber: keine spezielle Bemühung um Erhaltung, Schutz und Pflege einer dieser Besonderheiten kann für sich genommen mehr bewirken als bestenfalls eben Erhaltung, Schutz und Pflege der jeweiligen Besonderheit.

Nirgends sonst kann das Aufmerken gleichermaßen dem Alltäglichen und dem Exzeptionellen gelten wie dort, wo *die Heimat* Motiv und Gegenstand des Bemühens ist. Hierin liegen Chancen und Herausforderungen eines zeitgemäßen Heimatschutzes.

Wer ihn ausüben will, muß sich allerdings davor hüten, daß er dennoch festgelegt wird auf Spezielles, zum Beispiel auf eine Freizeit- und Feiertagsheimat mit Heile-Welt-Seligkeit! Oder auf Geschichte und Vergangenheit allein, auf Denkmal, Reservat und Relikt.

Heimatschutz wird sich vielmehr jeder Festlegung und Eingrenzung entziehen und sich eher als Antithese zu allen Festlegungen verstehen. Heimatschutz hat heute Berechtigung und Notwendigkeit, wenn er sich vor allem im unscheinbaren Niemandsland zwischen den Spezialitäten und Besonderheiten ansiedelt, wenn er seinen – hoffentlich unbequemen! – Platz zwischen allen Stühlen einnimmt und seine eigene Unbequemlichkeit für andere spürbar und für alle wirksam macht.



### Das Titelbild

weist voraus auf Gedanken über den Zusammenklang von überlieferter Hauslandschaft und modernem Bauen, die u. a. in der Diskussion geäußert wurden, die zu Beginn dieses Heftes in Ausschnitten wiedergegeben wird. Das Beispiel des außerhalb des Vereinsgebietes gelegenen Rathauses in Wiesloch wird angeführt, weil es in der Verantwortung des Stuttgarter Architekturbüros KILPPER + PARTNER entstanden ist und Überlegungen erläutern kann, die Gert Kilpper in dieser Diskussion angestellt hat. (Foto: Rübartsch, Heidelberg-Leimen)

# Denkmalpflege für morgen

## Ausschnitte einer öffentlichen Diskussion

*Im Rahmen der Sendereihe «Begegnungen mit dem Mittelalter» brachte das 2. Programm des Südwestfunks am Neujahrstag des Jahres 1980 unter dem Titel «Eine Zukunft für unser Mittelalter» die Zusammenfassung einer Podiumsdiskussion, die das SWF-Landesstudio Tübingen gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund bei den Tübinger Tagen 1979 veranstaltet hat.*

*Teilgenommen haben an dieser Diskussion: Oberbürgermeister Dr. Josef Höss (Kempten im Allgäu), Prof. Albert Knoepfli (Institut für Denkmalpflege der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich), Oberkonservator Dr. Manfred Mosel (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München), Dr. Olaf Schwencke (Mitglied des Bundestages und des Europäischen Parlaments), Anton de Zwaan (Präsident der Niederländischen Vereinigung für Heimatschutz) sowie Gert Kilpper (Stuttgart), der «aus dem Stand» den Part des Architekten in der Diskussionsrunde übernahm, als abzusehen war, daß der ursprünglich vorgesehene Basler Architekt – trotz frühzeitiger Einladung und mehrfacher Bestätigung – wohl nicht mehr kommen würde. (Eigentlich sollte ganz auf die Beteiligung von «Landeskindern» an dieser Diskussion verzichtet werden, um allzu regionale oder gar lokale Akzentuierungen zu vermeiden, die für Hörer in den entfernteren Teilen des SWF-Sendegebietes kaum verständlich und nur schwer nachvollziehbar gewesen wären.)*

*Diskussionsleitung: Willy Leygraf.*

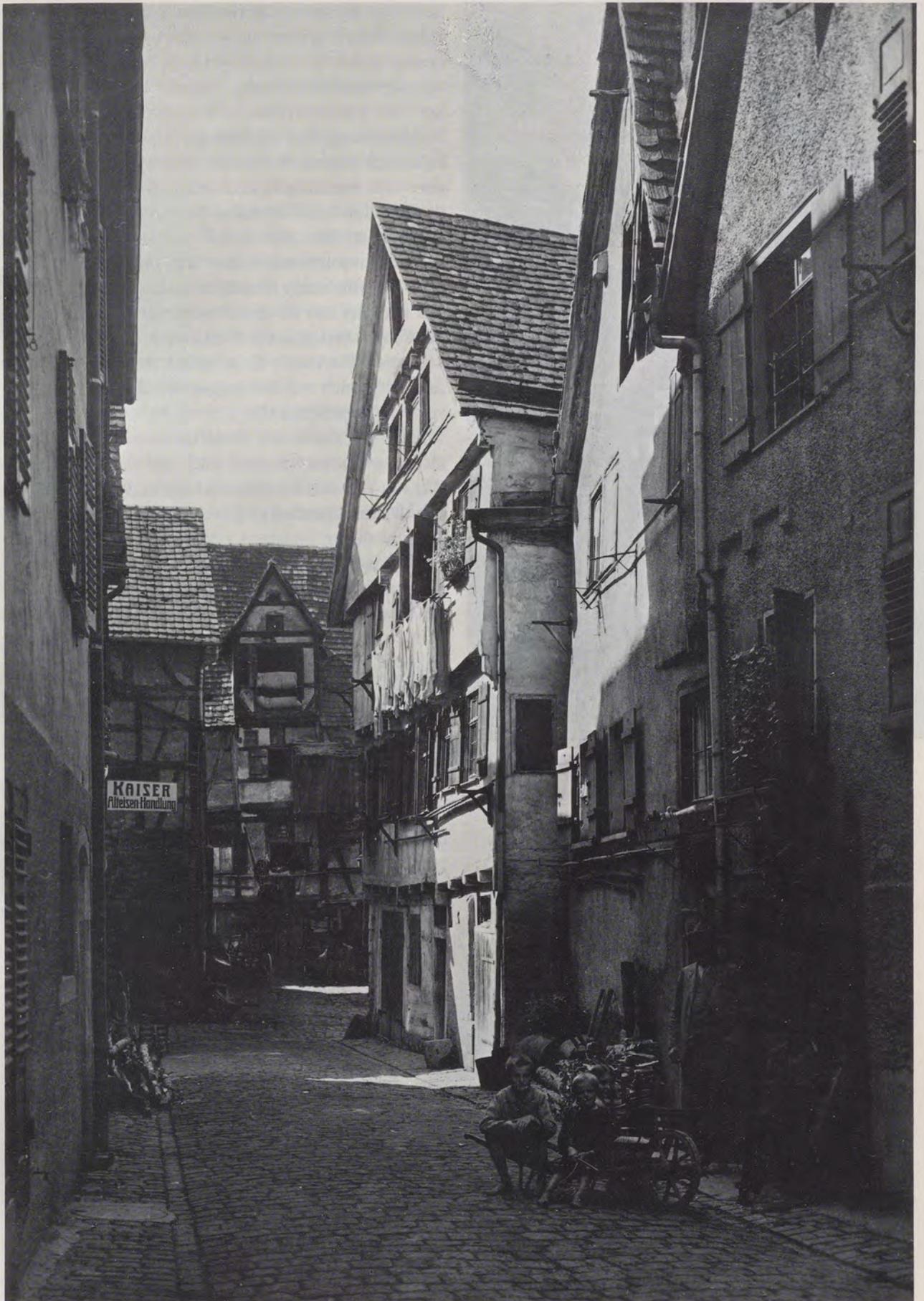
*Wir drucken hier die Nachschrift der SWF-Sendung ab, die nicht unbedingt den Ablauf der öffentlichen Veranstaltung spiegelt, sondern eine konzentrierte Zusammenfassung von Rede und Gegenrede darstellt. (sh)*

LEYGRAF: Auf vielfältige Weise ist Mittelalterliches überliefert worden und erfahrbar geblieben – zumindest für denjenigen, der ihm nachspürt. Anschaulich gegenwärtig für jedermann und nicht zu übersehen ist es in Burgen und Domen, in Rathäusern und Stadttoren. Und nicht zuletzt in Bürgerhäusern, in ganzen Altstadtquartieren. Lange war dies alles lediglich Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung oder touristischen Anstaunens. Das Europäische Jahr des Denkmalschutzes 1975 hat neue Aufmerksamkeit auch und gerade auf diese mittelalterlichen Zeugnisse gelenkt – und dies nicht zuletzt auch dort, wo nicht so sehr der hohe architektonische oder künstlerische Rang den besonderen Wert des Überlieferten bestimmt, sondern die anschauliche Gegenwärtigkeit von eher alltäglicher Geschichte. Damit kamen auch andere Sehweisen und Wertmaßstäbe ins Spiel als die bis dahin vor-

wiegend anzutreffenden, die man als kunsthistorisch-ästhetisch charakterisieren könnte. Dies bestimmt Wirkung und Erfolg des Denkmalschutzjahres. Daraus wird aber auch die Richtung der noch offengebliebenen Wünsche bestimmt, wie sie hier eingangs von dem Politiker – dem Bundestagsabgeordneten und Abgeordneten des Europaparlaments Dr. Olaf Schwencke – und von dem Denkmalpfleger Dr. Manfred Mosel vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege fast übereinstimmend skizziert werden:

SCHWENCKE: Ich habe den Eindruck, daß an der Basis, in den Kommunen, da, wo die Entscheidungen fallen müssen, das Bewußtsein noch nicht so weit ist, das heißt, daß da langfristige Planung noch nicht im Sinne der Denkmalpflege aufgearbeitet ist. Das ist das Erste, und das finde ich ein entscheidendes Defizit, das wir konstatieren müssen. Das Zweite, das geht für mich noch weiter, das trifft den Bereich, der Politik formuliert, der Politik überörtlich, regional, europäisch und national formuliert. Das heißt mit anderen Worten: in der nationalen und europäischen Politik nimmt faktisch Denkmalschutz – vergleichen Sie's mal mit Umweltschutz – noch längst nicht den Stellenwert ein, den er einnehmen müßte. Ich weiß eine Fülle von Argumenten dafür anzuführen, warum das so ist (ich will sie nicht vortragen), aber eines der wichtigsten – das mag vielleicht den einen oder anderen schockieren – liegt darin, daß wir in einer Zeit leben, in der Nostalgie offensichtlich nicht nur ein Schlagwort ist, sondern in der viele Leute von daher auch ihre politische Befriedigung finden. Mit anderen Worten: Für mich ist Denkmalschutz eine der wesentlichsten *künftigen* gesellschaftspolitischen Aufgaben. Erst dann, wenn sie das ist, kann sie sich auch auf die Vergangenheit berufen.

MOSEL: Trotz aller Erfolge mit dem Jahr 1975 ist es uns von der Denkmalpflege nicht gelungen (und dazu zähle ich jetzt im Augenblick auch die Politiker, die verantwortlich für die Durchführung des Denkmalschutzes sind), die tatsächlichen Inhalte im Zusammenhang zwischen den denkmalpflegerischen, historischen Werten und unserer gegenwärtigen Existenz sowohl in den Städten wie auf dem Lande wirklich klarzumachen. In dem allgemeinen Bewußtsein lebt die Denkmalpflege und das, was sie schützt, noch viel zu sehr im Bereich des Dekorativen, der sog. Lebensqualität, der Umweltverschönerung, nicht der Umweltverbesserung. Das scha-



Tübingen: Süßes Löchle. Zur Zeit dieser historischen Aufnahme aus dem sh-Archiv dachte man weder an Ensemble-Schutz noch an Altstadtsanierung.



Tübingen: Nonnenhaus. Einst war es selbstverständlicher Bestandteil des Quartiers, heute ist es zwar «ansehnlicher», dafür aber auch isoliert zwischen Abrißlücken und nachempfundenen Neubauten. (Foto: sh-Archiv)

det uns sehr, weil es uns das Podium nimmt, von dem aus wir viel sachlicher und klarer argumentieren könnten.

Im politisch-kommunalen Bereich, in den Stadtverwaltungen, aber auch bei den Landratsämtern, die als untere Denkmalschutzbehörden für den Vollzug der Gesetze zuständig sind, gibt es eigentlich noch nicht das, was Sie vorhin angesprochen haben, Herr Schwencke, nämlich eine Einbringung der denkmalpflegerischen Ziele und Inhalte in frühe Stadien der Planung. Denkmalpflege als Erhaltungsplanung; und nicht etwa Stadtplanung – und hinterher auch noch ein bißchen Denkmalpflege obendrauf. Denkmalpflege ist ein Teil der öffentlichen Daseinsvorsorge genau wie die Wirtschaftsplanung und Sozialplanung. (Auffälligerweise decken sich die Probleme der Sozialplanung in einer alten Stadt fast kongruent mit denen der Denkmalpflege.) Da ist noch sehr sehr viel aufzuholen.

LEYGRAF: Ein wenig anders stellen sich die Fragen, etwas anders lauten die Antworten für diejenigen, die vor allem an Gegenwart und Zukunft ihrer Gemeinde denken müssen, für die Kommunalpolitiker, hier vertreten durch Dr. Josef Höss, den Oberbürgermeister der Allgäustadt Kempten:

HÖSS: Ich meine, daß in den letzten Jahren auch bei den Gemeinderäten und bei den Bürgermeistern und bei den Landräten das Bewußtsein, daß es notwendig ist, das Alte und Überkommene – soweit bewahrenswert – auch über die vorhandene gesetzliche Verpflichtung hinaus zu wahren, sehr gewachsen ist. Das nur als positive Bemerkung voraus zu der Frage: Wo sind die Defizite? Als Praktiker muß ich sagen: Zu wenig Geld haben wir, aber das können wir gleich wieder vergessen: das braucht man sowieso in jedem Falle.

Wichtiger scheint mir ideell zu sein, daß wir nach meinem Eindruck immer noch auf der Suche sind. Wir wissen zum Beispiel noch nicht, wie wir uns bei der Denkmalerhaltung verhalten sollen. Denkmalerhaltung bedeutet konservativ sein im Sinne von konservieren. Aber da gibt es eben die einen, die meinen, man muß grundsätzlich alles, was überkommen ist, deswegen, weil es überkommen ist, erhalten, ungeachtet dessen, was heute damit anzufangen ist, und ungeachtet seines objektiven Wertes. Und die anderen, die sagen: es ist richtig, solange wie möglich am überkommenen Baustil und an Bauformen und Material und all dem festzuhalten; aber dann, wenn man etwas Neues für die vorhandene oder für die beabsichtigte Nutzung hat, dann sollte man auch mal das Festhalten verlassen und sich neuen Formen zuwenden. Ich finde, daß hier noch eine Unsicherheit da ist. («Was ist denn eigentlich *herrschende Meinung?*» – pflegt der Jurist zu fragen.)

Und dann finde ich's aus der Praxis heraus immer wieder äußerst schwierig, daß uns im Grunde doch eine einheitliche Baugesinnung fehlt. Wir haben keinen gültigen zeitgenössischen Baustil, keine Skala gültiger Formen, die angesichts der Pluralität unserer Gesellschaft ja auch denkbar wäre, eine Bauaussage und eine Aussage, was heute gültiger zeitgenössischer Baustil ist, der ein Gespür für Material und Form, für Dimension und Proportion und für Einbindung des heutigen Modernen in die alten Städte hinein – soweit das Alte nicht erhaltungsfähig ist – erkennen läßt.

LEYGRAF: Und das ist nach weithin übereinstimmender Meinung *auch* eine Frage der Ausbildung: MOSEL: Ausbildung all derer, die mit dem Denkmalschutz und mit dem Vollzug der Denkmalschutzgesetze betraut sind. Da will ich zwei Gruppen nen-

nen: In erster Linie die Architekten, in zweiter Linie all die Verwaltungsbeamten, Juristen oder Ökonomen in der Staatsverwaltung. Auch dort spielt Denkmalpflege eigentlich als inhaltliche Aufgabe eine viel zu geringe Rolle.

Viele von Ihnen werden aus dem Fachgebiet der Architektur kommen, Sie wissen selbst, was an den Hochschulen da gelehrt wird. Daß wir – um nur einen Punkt zu nennen – in Deutschland nicht in der Lage sind, historische Dachstühle (das ist ein Teil, aber ein wichtiger Teil eines ganzen technischen Denkmalbereichs vom Mittelalter bis in die jüngere Neuzeit hinein) zu erhalten, weil uns einfach die Fachleute fehlen, die uns so einen Dachstuhl statisch berechnen können, das ist für einen Kulturstaat einigermassen eine Katastrophe.

LEYGRAF: Immerhin kann die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich sich rühmen, ein besonderes Institut eingerichtet zu haben, das Denkmalpflege betreibt. Sein Direktor Professor Albert Knoepfli bestätigt das vorhin behauptete Ausbildungsdefizit:

KNOEPFLI: Nicht bereit – aber sie glaubten, bereit zu sein – waren die Planer, die Handwerker und die Architekten. Es ist interessant, wie sie jahrelang

– ich weiß das von unserer Hochschule – die Denkmalpflege als Quantité negligible betrachtet haben, es fehlte nur noch, daß sie uns die Zunge herausgestreckt haben. Und die Firmen, die Material herstellen, das handwerklich zu nutzen wäre, die Handwerker, die im Bauboom überhaupt für unsere Anliegen kein Verständnis und keine Zeit hatten, die haben dann just zur selben Zeit, als die Rezession kam, also die Unterbeschäftigung im Bauen – für Architekten ziemlich schmerzlich, für Handwerker noch schmerzlicher – da haben sie alle den Rettungsring des «Jahres der Denkmalpflege» ergriffen und glaubten, sich sanieren zu können. Ich weiß aus Erfahrung, wie Architekten und Handwerker plötzlich aufgrund nur von Neubauerfahrungen glaubten, sie könnten Denkmalpflege betreiben.

Ohne jegliche Vorbildung, ohne jegliches Werkzeug, nur kraft dessen, daß sie eine Meisterprüfung bestanden haben, daß sie das Architektendiplom haben! Und das ist das Negativste, von dem ich zu erzählen hätte: daß nun da, wo es um handwerkliche Reparatur, um handwerkliche Wiederherstellung eines bestehenden Bestandes gegangen wäre, daß nun da *erneuert* wird, Tapetenstädte, Tapeten-gassen gebaut werden, und daß da ein Perfektio-

Tübingen: Jakobsgasse. An solchen Beispielen wird anschaulich, daß «Denkmalpflege für morgen» sich nicht an ästhetischen Höhepunkten orientieren darf, sondern die Dokumente der Vergangenheit als Umfeld für künftiges bürgerschaftliches Leben erhalten sollte.

(Foto: sh-Archiv)



nismus, der einem Neubau anstünde, auf die Altbauten übertragen worden ist, ein Perfektionismus, der den Charakter eines Altbaues, eines Kulturzeugnisses, eines Geschichtszeugnisses ganz einfach in den Eimer warf und vor die Hunde brachte. LEYGRAF: Das klingt zunächst nach Schelte, nach Architektenschelte vor allem. Es ist aber im Grund nichts anderes als die Beschreibung eines Zustands, für den sicher mancher Architekt mitverantwortlich ist – den sich aber nicht jeder Architekt zum Vorwurf machen lassen muß. Gert Kilpper zum Beispiel, der einige Erfahrung hat im Umgang mit überlieferter Bausubstanz und mit deren schonender Erneuerung, stellt der Beschreibung des Zustands diejenige seiner Ausgangspunkte gegenüber:

KILPPER: Vielleicht ist es ganz gut, einfach mal von den Ausgangspunkten etwas zu sagen, von denen aus ein Architekt an solche Aufgaben herangeht – insgesamt, nicht nur solche in geschützten Zonen. Für uns ist ja zunächst einmal wichtig, was für eine Aufgabe sich realisieren soll, das «Programm» kann man es ganz kurz nennen. Das andere ist die Situation. Goethe hat gesagt: «Vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen» – ganz einfach – und das Wahre, das ist nun das Handwerkliche vielleicht, das «wie man es macht». Und ich meine, Satzungen

können das nicht leisten, aber sie sind vielleicht sehr gut, um ins Gespräch zu kommen eben mit den anderen, die auch aus ihren Situationen heraus entweder als Historiker oder als Denkmalschützer oder als Politiker für dieses Nützliche und Richtige und letzten Endes Schöne mitverantwortlich sind.

HÖSS: Vielleicht ist es möglich – jeder urteilt von seinem Erfahrungsbereich aus –, von meiner Stadt her zu sagen, daß ich das sehr gut und sehr bewußt miterleben konnte, als wir vor vier Jahren darangegangen sind, eine Gestaltungsverordnung für unsere Stadt zu erarbeiten. Unter Zuhilfenahme von einem größeren Team von Professoren und Praktikern des Städtebaues und der Denkmalpflege haben wir in zweijähriger Arbeit in vielen Sitzungen in großen und kleinen Gremien gemeinsam mit dem Rat und seinen Ausschüssen das erarbeitet. Und es war direkt spürbar, daß – nachdem wir dieses Werk abgeschlossen hatten, das ja auch vom Bund mitgefördert worden ist, nicht nur vom Freistaat Bayern – daß wir im Bauausschuß heute ein viel stärkeres Problembewußtsein und von vorneherein einen größeren Konsens in grundsätzlichen Fragen der Denkmalpflege haben. Natürlich tut man sich oft noch hart, und man macht vieles falsch, ich will da gar nichts beschönigen. Aber ich will das nur als Bei-

Kornwestheim: Langestraße. Die wenigen verbliebenen stattlichen alten Bauernhäuser sind erhaltenswerte Dokumente bedeutsamer Geschichte der heutigen Industriestadt. (Foto: sh-Archiv)



spiel sagen, daß wir alle einem Lernprozeß uns unterziehen müssen und daß das eine Aufgabe ist, der sich jeder Gewählte und jeder Mitbürger unterziehen muß.

LEYGRAF: Für diejenigen, der sich auf der Seite des Gesetzgebers mit den Problemen der Denkmalpflege beschäftigt, sind die Lernziele dieses Prozesses recht eindeutig zu umschreiben:

SCHWENCKE: Denkmalschutz ist nur dann verantwortbarer Denkmalschutz, wenn er Menschenenschutz ist. Das heißt, daß es nicht darum gehen kann, ein Denkmal als Denkmal zu erhalten, sondern es geht darum, daß die Menschen, die an diesem Denkmal etwas haben, indem sie darin wohnen, indem das ein integraler Teil ihrer Stadt oder ihres Stadtteils ist, in diesem Sinne davon auch profitieren. Und zweitens: ich gehöre nicht zu den Leuten, und zwar politisch ganz bewußt nicht, die sagen: alles, was da irgendwie überkommen ist, muß erhalten bleiben. Ich glaube, daß es ganz notwendig ist, auch innerhalb von geschlossenen Ensembles hier und da Alternativen des Baustils dieser Gegenwart zu setzen. Da komme ich gleich zu dem dritten Punkt, der schwieriger ist: Was ist der Stil dieser Zeit? Sicherlich ist das nicht der, den man um den Frankfurter Römer herum bauen will, indem man so tun will, als ob die Zeit nicht weitergegangen ist, und etwas errichten will, was nie gewesen ist oder was mal gewesen und abgebrannt ist, um es neu zu schaffen im Stil von einem Jahrhundert vorher. Oder etwa wie der Ministerpräsident von Niedersachsen, der das Schloß, wo jetzt die grüne Wiese ist, neu aufbauen will für 52 Millionen Mark, wobei gerade im Land Niedersachsen die Denkmalpflege so weit zurück ist, daß sie mit diesen 52 Millionen Mark nahezu alle Schlösser, Burgen und ähnliches – wenn man das denn so will – so weit in Ordnung bringen könnte, daß sie erhalten werden. Daraus resultiert für mich: Wir dürfen auf gar keinen Fall uns in die politische Situation bringen, daß wir so tun, als ob diese Gegenwart keine Gegenwart ist, sondern nur noch ein Abklatsch von Vergangenheit.

HÖSS: Ich meine, daß eine Stadt, eine Kommune wie eine Person ist, wie eine Persönlichkeit. Sie ist gewachsen und geworden aus ihrer Selbsterziehung heraus, aus der Erziehung der Eltern heraus, aus der Umwelt, sie ist eine unverwechselbare, für sich stehende Person. Und eine Stadt muß auch so sein, und sie ist es auch! Wir waren nur eine Zeitlang in den vergangenen Jahren – zur Zeit der Beton-Ideologie – in der Gefahr, daß von Kiel bis Berchtesgaden am Ende alle Gemeinden und Städte gleich ausgehen hätten. Es gilt also bei der Pflege der Denkmäler und bei der Erhaltung der zu erhaltenden Denk-



Biberach: Metzgerhaus am Weberberg. Hier steht die Entscheidung unmittelbar bevor, ob das einzigartige Dokument eines alten Handwerkerviertels erhalten werden kann. (Foto: sh-Archiv)

mäler und bei der Weiterentwicklung und der Findung eines neuen Baustils, die Unverwechselbarkeit einer Kommune – die hineingestellt ist in eine bestimmte Landschaft, in eine bestimmte Region, die von bestimmten Menschen geprägt ist – zu erhalten und fortzuentwickeln.

LEYGRAF: Solche Argumentationen, wie sie hier vom Kemptener Oberbürgermeister Dr. Josef Höss dargelegt worden sind, erwecken gelegentlich den Vorbehalt, hier würden Stadtgestalt und – besonders – deren aus der Vergangenheit überlieferte Denkmale auf das Optische, auf das Ästhetische reduziert. Aber dagegen verwahren sich ganz besonders auch die amtlich bestellten Denkmalpfleger: MOSEL: Die Denkmäler – architekturästhetische Phänomene. Nun ja –. Von der Ästhetik her sind sie ganz sicher wichtig; Denkmäler sind zuerst mal optisch zugänglich, das ist klar. Durch das Erblicken des Denkmals stellen wir fest: die sind alt, sie sind anders als das heutige Bauen. Das ist sehr wichtig; das ist eine Funktion der Denkmäler, Orientierung

zu geben, um die Gegenwart zu begreifen. Aber als Denkmalpfleger sind wir in erster Linie der historischen Kategorie in der Bedeutung der Denkmäler verpflichtet. Es sind *Urkunden der Geschichte*, die sich nicht nur auf schöne alte Fassaden, auf das Anschauliche, auf das Erscheinungsbild beschränken, sondern eben auf sehr, sehr viel mehr. Das Erscheinungsbild gehört dazu, an dem Erscheinungsbild realisieren wir die anderen Bedeutungen. Wir wissen, daß zum Beispiel ein solches Haus oder eine Straßenzeile in einen bestimmten sozialgeschichtlichen, technikgeschichtlichen, lokalgeschichtlichen Zusammenhang gehört. Wir lernen begreifen, wie sich unsere Stadt, wie sich unsere Gesellschaft entwickelt hat. Wir lernen begreifen, warum sich an bestimmter Stelle ein Handwerk angesiedelt hat und warum das heute nicht mehr möglich ist.

In der Beschäftigung mit den Denkmälern haben wir zuerst mal das Problem «Wie können wir sie erhalten?» wirtschaftlich, technisch und sozial zu lösen – und hinterher das auch ästhetisch befriedigend, also verträglich zu machen. Eine Gestaltungsverordnung ist eine gute Sache. (Auch für Kempten ist da so viel aufgearbeitet worden, daß man viel von dieser Stadt gelernt hat, sicher auch die Kemptener.) Aber die Gestaltungsverordnung ersetzt keinen Denkmalschutz! Die Gestaltungsverordnung ist eine gute, verantwortungsvolle Pflege der Stadtgestalt, aber hat mit Denkmalschutz nur insofern etwas zu tun, als sie das Umfeld der Denkmäler, die städtebauliche Umgebung pflegt und in einen besseren Bezug zu den Denkmälern setzt.

KNOEPFLI: Es geht nämlich da, wo wir allergisch werden, um etwas ganz anderes – da geht es nämlich darum, daß man Metamorphosen mit dem Bau-  
denkmal vornimmt!

Dem Herrn Müller gefällt es einmal, sein Riegelwerk violett anzustreichen, grüne Füllung, – das macht nichts, das kann man wieder ablaugen. Aber er wird vielleicht ganz andere Dinge noch tun mit seinem Haus – und was macht dann der Sohn damit, was macht der Enkel damit? Dieses Auswischen des Urkundenwertes bedeutet: seine historische Substanz preisgeben. Es wird höchstens drei-, viermal sich anpassen können; und nachher ist es im Eimer, dann ist es fertig. Wir legen also Wert darauf, daß die Dinge, die Merkzeichen einer Ortschaft sind, die Merkzeichen der Überlieferung sind, daß die ihre Glaubwürdigkeit als Urkunde bewahren.

LEYGRAF: Damit verbietet sich auch jede Festlegung der denkmalpflegerischen Bemühungen auf eine bestimmte Epoche in der Entwicklung eines Denkmals, auf das sozusagen Ursprüngliche:

KNOEPFLI: Zur Geschichte eines Gebäudes gehören

eben seine Geschichte, seine Schicksale. Und es hat keinen Sinn, eine Kirche, die von der Romanik bis zum Klassizismus alle Stile durchgemacht hat, die jetzt auszuräumen, zu purifizieren, auf Romanik hinzutrimmen, wie man einen Pudel trimmt, sondern wir wollen *ja* sagen zu den verschiedenen Schichten, zu den verschiedenen Seiten der Baugeschichte. Das heißt – und jetzt komme ich auf die Kernfrage: Wir müssen auch den Mut zum Fragment haben. Dort, wo der Teil für das Ganze sprechen kann, brauchen wir nicht so zu tun, als sei kein Schicksal über einen Bau hergegangen, als könnten wir die Großmutter wieder zur Konfirmandin machen!

KILPPER: Ich glaube, von unserer Zeit, die nun die Frage des Schutzes verschiedener Stile so in den Mittelpunkt der Aufgabe stellt, kann man gar nicht erwarten, daß der Ausgangspunkt ein eigener Stil ist. Die Orientierung an einem bestimmten – historischen – Stil enthält ja eigentlich die Aussage: Ich gehe aus meiner Zeit heraus mit dem barocken Stil oder mit dem Renaissance-Stil oder mit dem gotischen Stil oder mit vielen anderen Stilen und Stilarten an die Lösung der ästhetischen Aufgabe innerhalb der Bausache. Und da ist der Ausgangspunkt ein ganz anderer geworden.

LEYGRAF: Gegenwart wird also verstanden als Punkt im Übergang vom Gestern zum Morgen. Und jeder Stil wäre dann die Identifizierung mit diesem Durchgangspunkt des Jetzt, Zeitgenossenschaft also. Und daraus folgert nun wieder: Sorgfalt, Respekt, Treue auch gegenüber dem, was in seiner eigenen Zeit zeitgenössisch war, gegenüber dem, was für unsere Gegenwart das Historische unseres Herkommens bedeutet. Der Denkmalpfleger Dr. Manfred Mosel sieht darin alles andere als eine romantische oder nostalgische oder sonstwie gegenwartsfliehende Hinwendung zum Vergangenen, zum Alten, dem nur das Alter Reiz und Wert geben würde. MOSEL: Vorhin ist so ein Wort gefallen wie «Orientierung» – und der Denkmalpfleger wohl besonders – an dem Alten. Ja sicher! Das ist das Beste, was wir tun können! Daß wir uns Vergleiche suchen zur Bewältigung der Gegenwart und entscheiden, was wir an Wertvollem für die Zukunft erhalten wollen, also auch den nächsten Generationen noch Entscheidungen überlassen, ob sie ein altes Haus halten wollen oder nicht. Daß wir *jeden* Stein erhalten – ja, das kann uns wohl kaum jemand vorwerfen – ich habe eher den Eindruck, daß wir das Problem haben, daß zu viel abgerissen wird! Ich habe eigentlich in keiner historischen Stadt den Eindruck, daß zu viel erhalten wird.

Warum gehen denn die Leute alle in die Altstadt-



Beutelsbach: Ehem. Weingärtnerhaus vor und nach einer Wiederherstellung, die nun auch schon wieder ein halbes Jahrhundert zurückliegt und noch nichts kennt vom heute nicht gar seltenen Perfektionismus. (Fotos: sh-Archiv)

viertel? Warum sagen sie denn, die neuen Gebiete sind Ergebnisse einer Krise der Architektur, einer Krise der Stadtentwicklung – und ein gesellschaftliches Problem. Warum sind die nicht so ansprechend?

Es muß doch etwas an den gewachsenen Gebieten dran sein, das es wert macht, sie zu erhalten. Als Vater möchte ich meinen Kindern doch die Gelegenheit geben, noch einmal durch alte Städte zu gehen und sich selbst bewußt zu werden, wie sie kulturell als Mitglieder dieser Gesellschaft gewachsen sind und wie sie sich daran orientieren können. Denkmalpflege nur auf Gestaltung reduziert, auf Sprossenfenster und Einscheibenfenster, wäre sicher falsch, ganz sicher falsch. Aber ich muß sagen, daß geteilte Fenster in einem Fachwerkhaus ein vollständigeres, anschaulicheres, überzeugenderes Bild der geschichtlichen Bauwerke geben als Einschei-

benfenster, die darin sitzen wie Aquarien, wie Schaufenster, in denen nichts zu sehen ist. Also die Sache mit den Fenstern – ich glaube, da kommen wir nicht weiter. Es geht darum, welche Einstellung wir im öffentlichen, kommunalen und fachlich denkmalpflegerischen Bereich haben, wie wir unsere Zukunft mit der Geschichte, der Überlieferung bewältigen wollen, und weniger um Detailfragen.

LEYGRAF: Zukunft bewältigen wollen. Das erfordert immer auch Planung. Und auf die Frage, worin denn der Grund dafür zu suchen sei, daß man in den Niederlanden besonders viele, besonders gute Beispiele für die Erneuerung alter Stadtkerne finden könne, darauf antwortet Anton de Zwaan vom Niederländischen Bund für Heimatschutz und von der Europäischen Denkmalpflegeorganisation EUROPA NOSTRA:

DE ZWAAN: Vorerst liegt das – glaube ich – in der

Planung. Wenn die Planung so festliegt, daß man mit den Bauten nicht hochgehen kann, und daß auch ausgemacht wird, daß ein Dach ein Satteldach sein muß und wie hoch die Dachrinne sein muß, wie die Fenster sein müssen – und das Gleichgewicht in der Architektur, das gehört da bei. Wir haben noch nicht, daß auch das Material festgelegt ist. Aber das ist in Vorbereitung. Dann kann der Architekt etwas Neues machen, aber er hat doch feste Punkte, die es so machen, daß es in Harmonie mit dem anderen gebaut wird. Man sagt, das Dach soll nicht höher sein als sechs Meter oder zwölf Meter – das hängt vom anderen ab – und alles ist dann in der ganzen Planung immer bei uns festgelegt, in der Ausführungsplanung, wie wir sagen.

Und dann wird auch nicht die Spekulation so hoch, denn das Grundstück behält seinen normalen Wert. Wenn es mit acht, zehn, zwölf Stockwerken hoch gebaut werden könnte, dann würde auf einmal alles teurer, und dann würde der Nachbar sein Denkmal vielleicht nicht mehr unterhalten, dann fällt das auch in Trümmern runter, dann kann er da auch neu bauen. Daß dies so nicht ist, glaube ich, kommt durch die Planung.

LEYGRAF: Ähnliches versuchen unsere Gestaltungs-satzungen und Stadtbildsatzungen. Dabei ist oft umstritten, was sie nun für die Erhaltung des Überlieferten zu leisten vermögen:

MOSEL: Ganz klar, Denkmäler können wir nicht mit Gestaltungsverordnungen halten, denn Denkmäler müssen untersucht werden, man muß feststellen, wie krank der Patient ist, und wir müssen für ihn eine individuelle Therapie suchen. Dafür sind Normen überhaupt völlig unmöglich. Für den Erhaltungsgedanken einer Stadtgestalt sind die Gestaltungsverordnungen richtig und gut. Sie sollten sich allerdings auf das beschränken, was tatsächlich geprüft und analysiert als erhaltenswert darstellbar ist, und nicht durch irgendwelche ästhetischen subjektiven Vorstellungen «Holz ist schöner als Beton» und «Kupfer besser als Eisenblech» ästhetische Stadtgarnierung auslösen.

SCHWENCKE: Ich komme aus einer ländlicheren Gegend, wo das Bewußtsein noch nicht so weit ist, wie offensichtlich das schon in dem Bereich ist, den Herr Dr. Mosel vertritt, wo man Gestaltungssatzungen eigentlich gar nicht ernsthaft mehr braucht –, bei uns ist das Gegenteil der Fall! Ich empfehle allen Gemeinden und kleineren Städten: Macht bloß eine Gestaltungssatzung, damit ihr nachher nicht da steht und sagt: «Ja, nun haben wir nichts, um den Kaufhauskonzern da rauszubringen, der so viel Protektion hat!» (Die hat er immer, von allen Parteien mit allen möglichen und unmöglichen Argumen-

ten.) Ich sage ihnen: «Ihr müßt ganz schnell eine Gestaltungssatzung haben und eine möglichst restriktive! Wir haben so ein Ding erarbeitet in der Arbeitsgemeinschaft für die Fachwerkstädte in Hessen und in Niedersachsen, und die – erzähle ich ihnen – die solltet ihr erst einmal machen; und wenn ihr das macht, dann habt ihr jedenfalls schon ein bißchen – oder nach meiner Auffassung sogar schon Entscheidendes – vorgebaut, um Baulöwen, die euch irgendwas suggerieren wollen, was richtig sei und was für die Bevölkerung gut sei, abzuhalten.»

Aber ich sage das nur unter der Devise, die ich vorhin schon ankündigte: Ich glaube, daß wir längst noch nicht das ausgeschöpft haben, was auch an kreativen Möglichkeiten bei den Architekten der Gegenwart vorhanden ist. Und ich sage noch einmal, was ich vorhin gesagt habe: Ich könnte mir auch vorstellen, obgleich ich wenig Beispiele, verdammt wenig Beispiele, kenne, wo mitten in einer alten Stadt, innerhalb eines gewachsenen alten Ensembles ein Bauwerk von einigermaßen ästhetischer und architektonischer Bedeutung tatsächlich existiert.

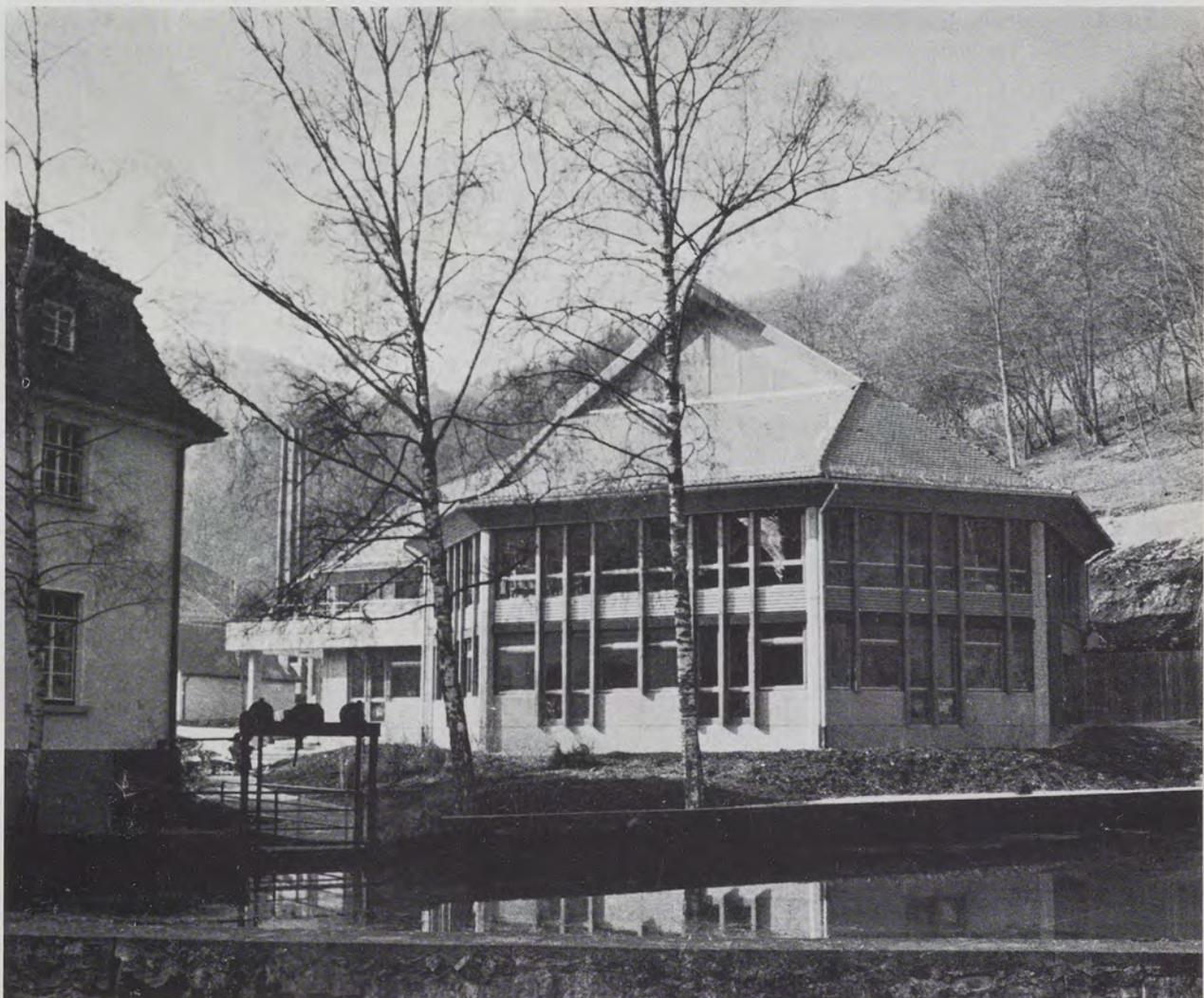
Das beides muß man sehen, man muß das eine nicht durch das andere unmöglich machen, aber man muß erst mal – und da sind wir wahrscheinlich in Niedersachsen noch nicht so weit wie Sie – wir müssen erst mal den Leuten sagen: erst mal Riegel vorschieben, damit dieses nicht passiert.

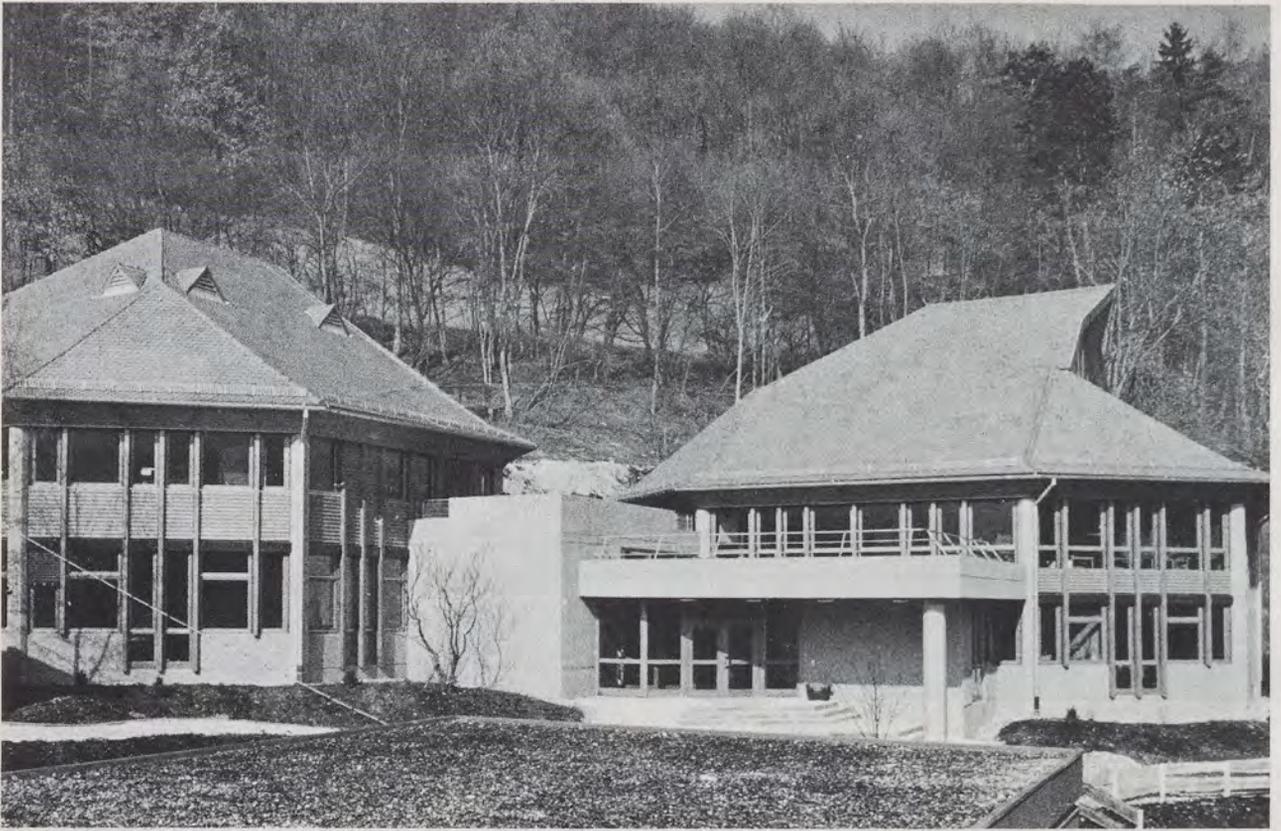
LEYGRAF: Immer wieder stellt sich dabei die Frage nach neuem Bauen im überlieferten Ensemble. Diese Frage ist meist von Kritik und Skepsis bestimmt. Denn das überlieferte Alte ist meist das nach jahrhundertelanger Auswahl und Auslese Besondere. Das Neue aber ist zunächst einmal alltäglich und durchaus nicht immer exzellent. Und nun soll es sich behaupten neben dem Ausgewählten und Ausgelesenen. Wen wundert da die Skepsis, die Kritik, die sich in den meisten Fällen auf die zeitgenössischen Architekten richtet, aber gelegentlich dann doch auch noch den anderen Verursacher so manchen Unheils erreicht, den Bauherrn:

HÖSS: Man muß ja für diese Fälle etwas vorgeben; und da haben wir untersucht, was denn die Grundstrukturen unserer historischen Bereiche sind, wie denn da im Schnitt und in aller Regel die Dachformen sind und wie da die Fensteröffnungen sind und wie die Vorsprünge und Zurücksprünge in den verschiedenen Straßen sind, wie die Fenster angebracht sind und welches Material bei uns im Schwange ist. Und man hat dann, ausgehend von diesen Feststellungen, die penibel genau für jedes Haus in diesen Bereichen gemacht worden sind, die Grundstruktur herausdestilliert und hat sie vorge-



Urspring: Neue Schulgebäude in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Klosters (Architekten KILPPER+ PARTNER). Ein Beispiel für die Auseinandersetzung zwischen überlieferter und moderner Architektur – aber auch für die Erhaltung von Baudenkmalern durch eine angemessene neue Nutzung: fast wäre einmal aus dem Kloster eine Fabrik geworden! (Alle Fotos aus Urspring: Lars Matthis Teuscher)





*... das muß man, glaube ich, den 20er Jahren gutschreiben, daß der Ausgangspunkt eigentlich die Funktionen des Gebäudes sind, aber daß man dann dabei nicht stehen bleibt, sondern nun die räumliche Gestaltung und die Einfügung in das Ensemble oder in die Landschaft oder in seine Situation verlangt...*

geben – nicht als eine verpflichtende Vorgabe, die einen kreativen Architekten bis zum letzten bindet, sondern als einen Anstoß, als eine gedankliche Richtung, daß man auf diesem Wege weiterarbeiten könnte und moderne Formen in dieses alte Feld hineinbauen und hineinkomponieren könnte. Und das wirkt dann natürlich für die Gestalt dieser Stadt sicherlich in Richtung einer gewissen Homogenisierung; aber da kommen wir wieder auf die Unverwechselbarkeit einer Stadtgestalt; wir können ja nicht von kleinmaßstäblicher Form plötzlich auf großmaßstäbliche springen, wenn das nicht mit dieser unverwechselbaren Gestalt der Stadt vereinbar ist. Das sind Grundvoraussetzungen, die hier vorgegeben sind als Anstoß, als Norm; und es kommt darüber hinaus dazu, daß wir verankern konnten (was an sich selbstverständlich sein sollte, aber das ist es leider nicht), daß, wenn ein Architekt oder ein Bauherr in der Altstadt ein Haus bauen will, er zugleich eine Ansicht mitbringen muß, eine Draufsicht, Ansichten von allen Seiten, wie denn dieses Haus – oder was er hier verändern will – sich in diese Nachbarschaft auf der gleichen Seite, auf der gegenüberliegenden Straßenseite und insgesamt in das Ensemble einfügt. Und damit hat man Beurteilungsmöglichkeiten und Beurteilungsspielraum,

um am Ende zu sehen: das geht konform, das entwickelt unsere Stadt positiv weiter – oder es zerschlägt alle Maßstäbe, es ist bar jeder Dimension, bezogen auf die Lokalität.

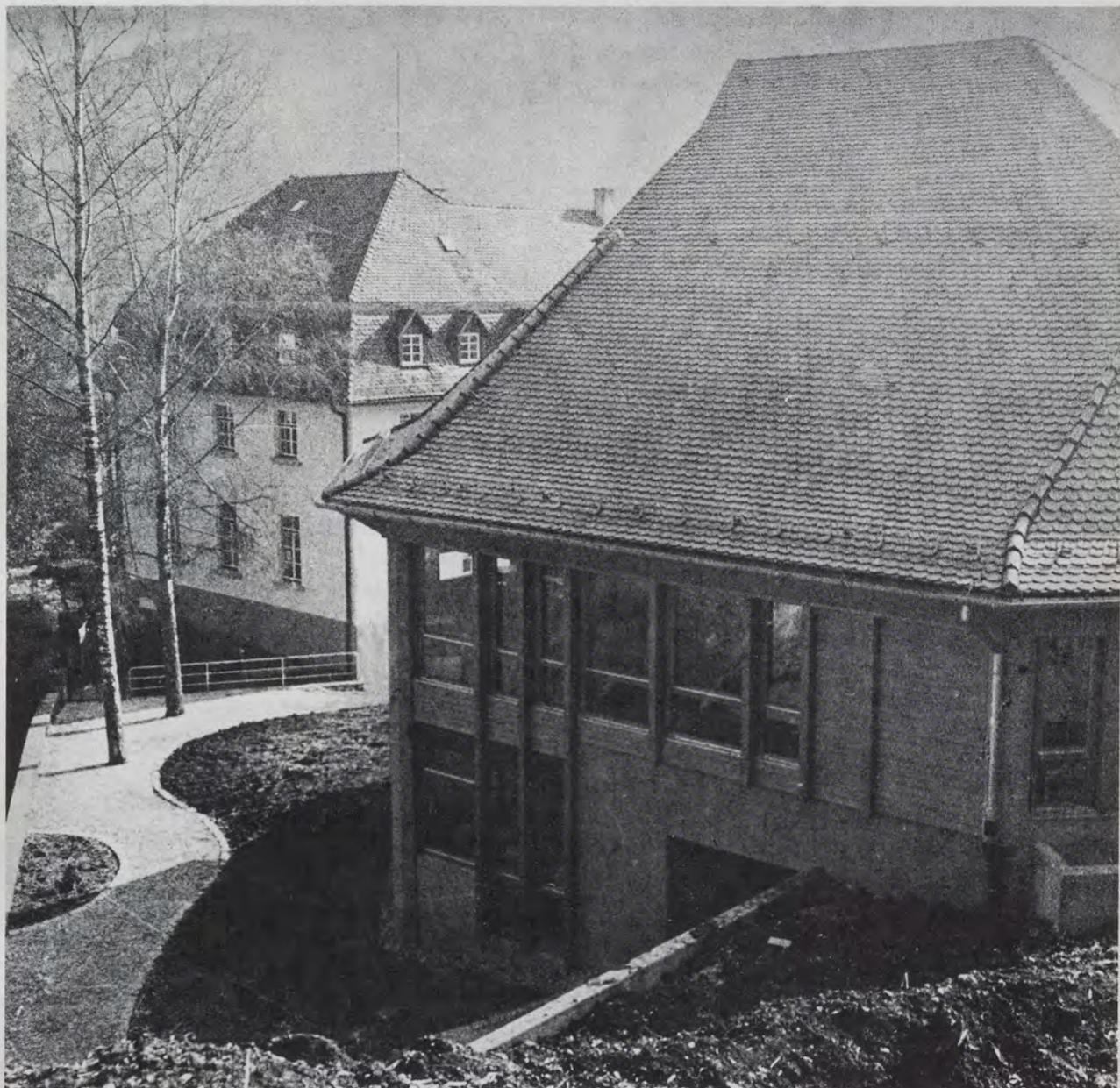
MOSEL: Was Gestaltungsverordnungen nicht können, ist: neues Bauen, dort wo es notwendig ist als Ersatzbauten, Umbauten usw., normierend fest-schreiben. Denn ich stelle mir das mit dem Blick auf unsere historischen Städte grauenhaft vor, wenn wir das hundertfach wiederholte Mittelmaß als Ziel der Stadtentwicklung vor uns haben – auch für historische Städte gilt das. Gestaltungsverordnungen ja – aber doch sehr, sehr geprüft, was sie wirklich erreichen sollen, und auf keinen Fall als Eingrenzung einer möglichen neuen Gestaltung, von der ich lediglich verlange in einer solchen Stadt, daß sie sich am Alten orientiert, um Gottes willen nicht nachahmt und nachäfft und damit die originale Substanz so total verwässert, daß alles wie eine Dekoration aussieht. Das ist also ganz eindeutig: Gestaltungsverordnungen haben ihren Sinn, aber sie dürfen nicht so weit gehen, daß sie die Denkmäler überformen und die neue Architektur völlig abbremsen. Das eigentliche Problem unserer Stadtzentren, die lebhaft sind, sind ja die Größenordnungen von Kaufhäusern, Versicherungen, Banken und alles,

was da hinein kommt: da hat dann die Person oder das Individuum Stadtgestalt im Zentrum Bodybuilding getrieben und ist an einer Seite sehr muskulös geworden, und das können wir mit Gestaltungsverordnungen auch nicht beeinflussen, das sind politische Entscheidungen über den Standort von solchen großen Planungen innerhalb der Stadt; da muß man sich klar sein, daß das die wirklichen Probleme der Stadtentwicklung darstellt.

KILPPER: Also das muß man, glaube ich, den 20er Jahren gutschreiben, auch wenn es nachher rückläufige Bewegungen gab, daß der Ausgangspunkt eigentlich die Funktionen des Gebäudes sind, aber daß man dann dabei nicht stehen bleibt, sondern eben nun die räumliche Gestaltung und die Einfü-

gung in das Ensemble oder in die Landschaft oder in seine Situation verlangt. Und das auch mit den Materialien, die unsere Zeit bietet, und das sind eben doch oft andere Materialien als zu den früheren Stilepochen; und das müßte man, glaube ich, als einen ehrlichen Weg bejahen, auch wenn die Ergebnisse nicht immer befriedigen. Also da meine ich, ist es wichtig, diesen Weg zu gehen, selbst wenn es Rückschläge gibt für diejenigen, die bauen, für die Bauherren und für die Architekten, bis man dorthin kommt, daß man erarbeitet hat, was gut ist. Ich bin hell begeistert von der Bibliothek Scharouns in Berlin, die ich letzte Woche kennenlernte – auch von innen – oder von der Philharmonie: das sind Aussagen unserer Zeit. Und nun meine ich, daß das auch in

*... und das auch mit den Materialien, die unsere Zeit bietet, und das sind eben doch oft andere Materialien als zu den früheren Stilepochen, und das müßte man, glaube ich, als einen ehrlichen Weg bejahen...*



kleineren Gebäuden und Situationen eben in seiner Weise jeweils zu finden wäre.

KNOEPFLI: Ich frage mich immer wieder, wenn Architekten sich dem Rhythmus und der Bau-Melodie einer Altstadt einfach nicht unterziehen wollen, wenn sie einen anderen Stil hineinbringen wollen, wenn da plötzlich synkopisiert wird statt gesungen – ich frage mich immer wieder – und ich habe mich das letzthin wieder gefragt in Winterthur (da ist vom gesamten Stadtgebiet die Altstadt noch vier Prozent): Warum wollen die immer ihren Brutalismus dort realisieren, wo schon etwas Gutes gebaut ist, warum eigentlich? Sie haben ja noch sechsundneunzig Prozent zur Verfügung! Und jetzt wird's heikel: Wenn Sie auf den sechsundneunzig Prozent, die sie zur Verfügung hätten, wenn Sie dort gute Architektur suchen – ja probieren Sie's einmal! Hie und da, wenn ein genialer Architekt kommt – es gibt solche! – wenn einer kommt und etwas bauen will, das in seiner guten Form, die er realisieren könnte und kann, wenn das gebaut wird, dann würde ich sagen: es ist ein Glück für die Altstadt. Aber dann kommen neun andere, die Gartenzwerge unter den Architekten, die etwas Ähnliches produzieren! Leider Gottes müssen wir sogar manchmal einen Geniestreich verhindern, nur deswegen, damit die anderen zwanzig nicht auch kommen und sagen «Der darf auch (sicher, sie sind vor dem Gesetz alle gleich), dann mach ich's auch so!» Und dann ist es aber nicht genial, sondern jämmerlich!

KILPPER: Ich meine, daß wir Zwerge sind und daß wir Löwen sind, das teilen wir Architekten mit allen Menschen. Aber daß wir nicht Zwerge sein wollen und daß wir nicht Löwen sein wollen, das teilen wir wahrscheinlich auch mit den meisten Menschen. Und deshalb ist es jedesmal für uns eine mächtige Aufgabe, so in einer gewachsenen, wertvollen Situation etwas zu machen. Und da gibt es meines Erachtens drei Wege: den einen, den wir sicher alle ablehnen würden, daß es großklotzig hineingesetzt wird ohne Rücksicht, ohne Beachtung. Und dann gibt es den anderen Weg, den Sie Geniestreich nennen; der kommt vielleicht mal zustande – vielleicht über einen Wettbewerb, der immer ein sehr guter Weg ist, um etwas zu finden –; und diesen «Geniestreich» würde ich nie verhindern, wenn er kommt. Und dazwischendrin, da liegt nun das, was vielleicht durch Satzungen, durch gemeinsame Überlegungen Anpassung ist an die Situation. Und das muß man sicher gelten lassen, denn es können ja nicht alles «Geniestreiche» sein. Und das Frühere ist im Grunde genommen auch nicht alles «Geniestreich» gewesen, sondern ganz natürliches Werden aus seiner Zeit.

HÖSS: Beim Fortgang der Diskussion kriege ich nun langsam ein bißchen Zweifel, ob wir eigentlich zu recht alle miteinander immer nur den Architekten ansprechen. Ich möchte ja nicht in meine Stadt zurückkommen und dann von meinen Architekten nur gescholten werden!

Ist denn nicht in diesem ganzen Spiel und dieser mangelnden Baugesinnung der Bauherr auch gefragt? Der Bauherr ist doch der Auftraggeber! Der Architekt bringt zwar seine Ideen aufgrund eines gegebenen Auftrages, aber auch und gerade die Einflußmöglichkeiten des Bauherrn, glaube ich, sollte man künftig noch mehr entwickeln und sehen, denn er steuert ja das, was der Architekt dann machen will.

LEYGRAF: Und es sind nicht gerade wenige oder nur unbedeutende Bedenklichkeiten, die sozusagen nach dem Hausherrn-Modell, will sagen: nach dem Wunsch des Bauherrn, des einen Besitzenden, inmitten der urbanen Heimat von vielen zustandekommen sind. Ganze Pseudo-Stile kann man danach klassifizieren.

KNOEPFLI: Zwei Stile müssen Sie durchstreichen: die Renditengotik und den Perfektionismus. Das heißt: in der Regel ist ja eine Altstadtsanierung immer noch nicht nur ein Problem der Finanzierung, sondern auch der Rendite. Und es ist immer ein Problem des Perfektionismus. Man muß eines tun: man muß verhüten, daß ein Altstadthaus und eine Altstadtwohnung vom Gebrauchsgegenstand zum Verbrauchsgegenstand wird. Es gibt viele Dinge, die der Nostalgiker uns beschert, der *molto antico* Mensch, oder – sagen wir's deutlicher – der Kitschbruder. Aber ich habe gelernt, bescheiden zu werden, ich bin zufrieden, wenn die historische Substanz erhalten bleibt. Und wenn nun einer eine faule Laterne und ein Blechschild, dem Gott die Gunst verweigert, an sein Haus hängt, oder wenn er mir sogar einen schönen Boden mit einem Spanntepich belegt, ja nun, ich versuche auch, dagegen anzukämpfen, ich versuche, das Haus in seinen Motiven, durch seine Motive wieder zum Leben zu bringen und nicht gegen den Charakter des Hauses zu restaurieren. Aber wenn's nicht anders geht, dann entscheide ich genau: was ist unwiderruflich verlo-

Die drei folgenden Abbildungen setzen fort, was mit dem Titelbild begonnen worden ist: sie demonstrieren am Beispiel des Rathauses von Wiesloch (Architekten KILPPER + PARTNER, Stuttgart) den Zusammenklang von moderner Architektur mit Überliefertem in Gliederung und Rhythmus, in den muralen Strukturen, in der Körnigkeit. Ob ein Brunnen ins Blickfeld kommt, die Begrenzung eines gotischen Kirchenbaus oder Alltagsarchitektur – das Neue antwortet auf das Vorgegebene. (Fotos: Rübartsch)



ren, wenn etwas passiert? Und: was kann ich wieder anders machen? Nur in einem habe ich eine Bitte an die Architekten: Wenn man im überkommenen Stil komponiert, dann ist die Harmonie ja meistens so, daß ein Ton durchläuft. Und ich glaube, daß es genügend alte Materialien gibt, um moderne Formen realisieren zu können. Sagen wir mal, wenn man einfach auf Kollisionsschönheit reist, dann ist doch die Sache gefährlich: Vor lauter Angst zu kuschen und sich anzupassen, ein Anpäßler zu werden, geht man auf Kollisionskurs und nimmt extra noch demonstrativ Materialien, die nun nicht hineingehören, die einfach nicht in den Akkord der Altstadt hineinpassen, nicht in ihre Körnigkeit.

KILPPER: Das möchte ich sehr bestätigen. Da haben wir auch in der Schweiz, in Muttens, das Wort dafür gesagt bekommen: die «murale Architektur», sagte man dort.

Wir würden das auch so sehen, meine ich, die Architekten: wenn man in den Materialien sich einfügt, dann kann man in den Formen, vielleicht auch für die Fenster und Türen und für den Baukörper, sich freier bewegen.

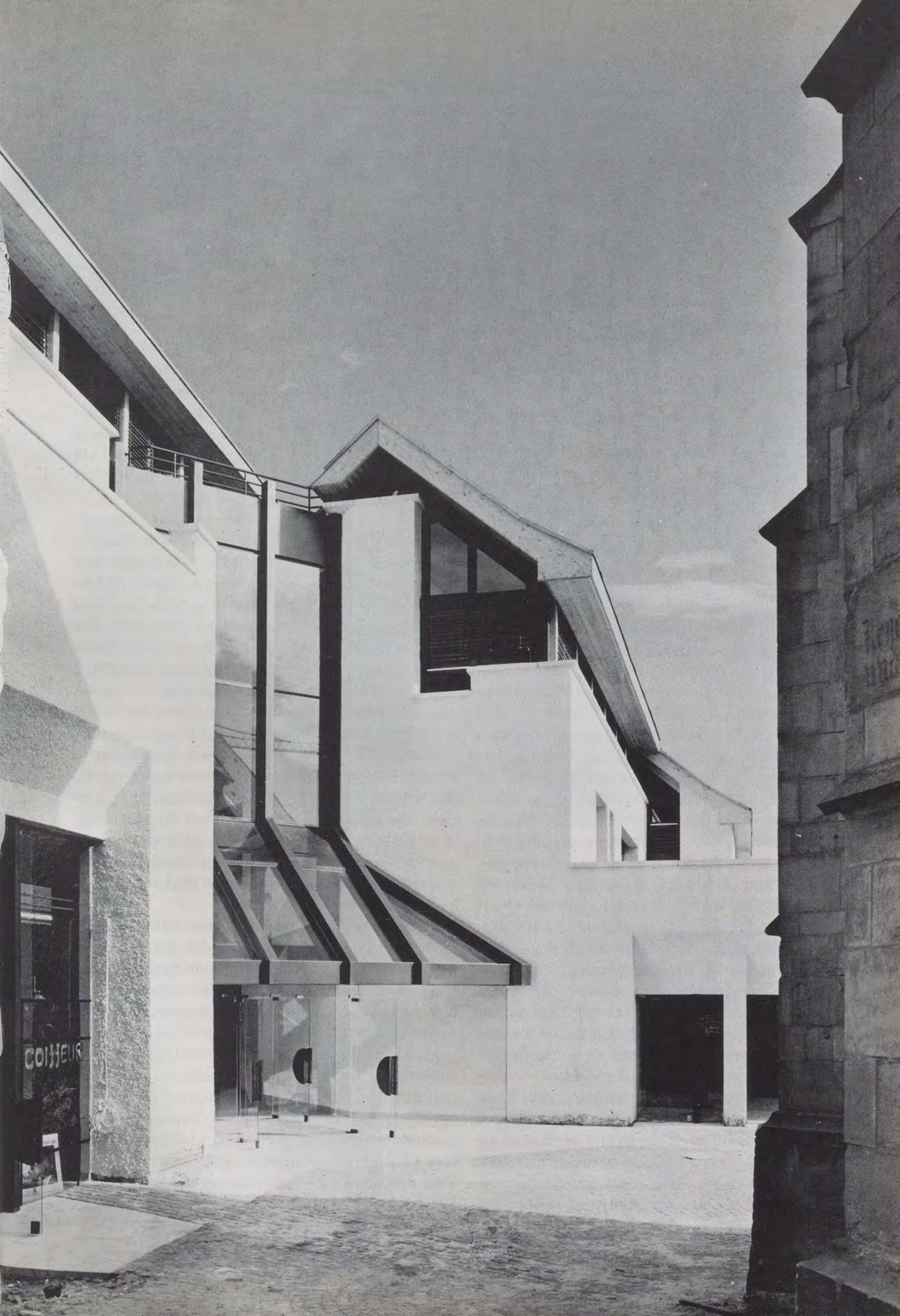
Ich möchte aber doch noch auf ein Problem kommen, das den Architekten immer wieder begegnet, wenn sie mit der Denkmalpflege, mit der wir eigentlich sehr konstruktiv zusammenarbeiten, zu tun haben. Ich möchte da eine Situation ganz kurz schildern: Da ist ein Kloster, eine Schule; und wir durften dort in Abstimmung mit der Denkmalpflege ganz neuzeitlich ein Schulgebäude bauen. Aber nun geht's an die Renovierung der alten Bauten. Und da entsteht eine eher soziale Frage: Wenn die Denkmalpflege mit hoher Wissenschaftlichkeit solche Gebäude renoviert sehen möchte, dann überschreitet es die Grenzen des finanziell Möglichen einer solchen privaten Schule. Und wenn man dann bedenkt, daß eine solche Schule, 1930 war das, dort dieses Kloster aufgekauft hat (eine Fabrik war schon eingezogen, ein Schornstein war bereits wieder abzubrechen), dann sieht man, daß die «Primitivität» eines Landschulheimes über 50 Jahre hinweg eine wertvolle Substanz, ein Zisterzienserklöster, gerettet hat mit der «Primitivität» von Schülerbuben und ihren Zimmern und Klassen – das heißt: heute kann man vielleicht – wenn man die Unterstützung bekommt – sogar mit hoher Wissenschaftlichkeit solche Gebäude aus dem Mittelalter renovieren, aber wenn man das Geld eben nicht bekommt, dann müßte man auch zufrieden sein, wenn man es wenigstens so erhält, wie es eben die Mittel zulassen. Und da meine ich, da müßte man manchmal den ganz realen Weg gemeinsam finden, daß man entweder sagt: «Also das ist so wertvoll, wir gehen ge-

meinsam dorthin, wo es Töpfe gibt, damit wir den hohen wissenschaftlichen Standard durchziehen können!» Oder: «Wir können das nicht erwarten in den nächsten Jahren, wir gestatten euch, daß ihr's eben jetzt mal so richtet, wie man es selber richtet.» Dann muß man das Wünschenswerte eben so wie oft in der Bodendenkmalpflege auf spätere Zeiten verschieben.

LEYGRAF: Überlegungen zur Denkmalpflege, die nicht nur um hochkarätige Solitäre in der überlieferten Hauslandschaft kreisen, kommen immer wieder zurück auf die Tatsache, daß alle Stadtplanung – und nicht zuletzt die in den alten Stadtkernen, und also auch eine richtig verstandene Denkmalpflege – mindestens so sehr mit gesellschaftspolitischen Fragen zu tun hat wie mit denen von Geschichte, Architektur und Kunstgeschichte:

SCHWENCKE: Ich habe vorhin schon versucht, zu sagen, daß Denkmalschutz Menschenschutz ist. Und zwar meine ich dieses sehr ernst; ich glaube, daß wir das Jahr 1975 als Europäisches Jahr des Denkmalschutzes nicht kriert haben, um gewissermaßen das, was jedermann sowieso als Denkmal begreift, zu schätzen, sondern daß wir versuchen, in der Gegend, wo die Menschen wirklich leben, wo die Menschen wirklich ihr Umfeld haben, ihr Existenzfeld haben, daß wir da versuchen, dieses Existenzfeld zu sichern, zu humanisieren – und das heißt: mit Denkmalschutz für die Menschen im einzelnen zu verbessern. Deswegen haben wir ja auch – in den letzten Jahren jedenfalls – eine Fülle von Bundesgesetzen und teilweise auch Landesgesetzen gemacht, die diesem entsprochen haben. Ich will das noch mal ein bißchen übertreiben, wenn ich sage: Nur derjenige würde nach meiner Auffassung politisch verantwortlichen Denkmalschutz betreiben, der das Arbeiterviertel, etwa wie Eisenheim im Ruhrgebiet, genauso unterstützt, daß es erhalten wird und nicht der Spitzhacke zum Opfer fällt, wie eine hochbürgerliche Straße in einer mittelalterlichen Stadt. Erst wenn wir das tun, haben wir unseren Beitrag geleistet für Denkmalschutz als gesellschaftspolitische Aufgabe.

DE ZWAAN: Wir sprachen über die soziale Bewohnung von einem Viertel. Ich glaube, man kann auch ein Viertel «totrestaurieren». Das ist in Holland auch passiert. Früher war das ein Viertel, wo man allherhand Arbeitsleute hat, die da wohnen; man hat einen Zimmermann und andere Handwerksleute gehabt. Und jetzt wohnt der Notar da, der Doktor und ein Advokat und so; und die Kinder spielen nicht mehr in der Straße, so eine Tür ist nicht mehr offen, wo man in einen Werkplatz, Arbeitsplatz sieht, daß der Zimmermann da arbeitet und so – es ist tot. Alles



ist sehr nett, und alles ist gut, und die Vorhänge und die Gardinen sind geschlossen. Aber die anderen, die Leute mit weniger Geld, können da nicht bleiben, die müssen weg. Aber ich glaube, daß das nicht notwendig ist, wenn die Regierung einsieht, daß ein «Bewohnungsdenkmal», ein bewohnbares «Hausdenkmal», eigentlich zweierlei ist: es ist ein Denkmal, und es ist eine Wohnung. Für Denkmal und Denkmalschutz gibt das Ministerium für Kultur Zuschüsse, Subventionen – und ich muß sagen, in Holland sehr viel, sehr hoch. Aber es ist auch eine Wohnung. Und für die Leute mit weniger Geld werden außerhalb der Stadt die neuen Stadtteile gebaut, und da werden enorme Zuschüsse für das Wohnen gegeben. Bei uns ist es so, daß die Grundfläche schon billiger verkauft wird, dann wird gebaut, und dann kommen die Etagenwohnungen; und da kommen Riesenzuschüsse, um die Miete ganz niedrig zu machen, dann kann man auch noch eine Subvention für die Miete bekommen –. Aber das alles passiert nur außerhalb! Aber in der Innenstadt sind auch Wohnungen! Da gilt Denkmalschutz, das muß bezahlt werden, das alles, was da dran ist, die Details und so. Aber das Haus, wenn man das an die Leute zurückgeben möchte, dann muß es bezahlbar sein, und zwar auf die gleiche Weise wie außerhalb, wo die Regierung auch die Zuschüsse zum Wohnen gibt. Und das, glaube ich, das muß sehr schnell passieren.

MOSEL: Das ist das ganz zentrale Problem, was bei der Erhaltung von historischen Altstädten, aber auch im ländlichen Bereich, von den historischen Siedlungen anzusprechen ist. Wenn ich Ihnen aus der Praxis erzähle, daß nach vorbereitenden Untersuchungen nach dem Städtebauförderungsgesetz in den Gutachten immer wieder zu lesen ist «Die Sanierungsbedürftigkeit des Quartiers ist sehr, sehr hoch, Umsetzung der Bevölkerung ist notwendig» – und wenn man sich dann die sozialen Daten ansieht, dann muß man beobachten, daß die Quartiersbindung und die Bereitschaft, dort zu wohnen, und die Bewertung der Fehlerstellen in dem Quartier ganz anders von den Bewohnern gesehen werden als von den Planern. Ich will damit sagen, daß der Ansatz, Quartiere zu sanieren mit Blick auf die soziale Ordnung, auf die Erhaltung der sozialen Ordnung in dem Quartier, der denkmalpflegerischen Zielsetzung sehr nahe sein könnte.

Da fehlt bei uns ganz viel. Jetzt laufen unsere Stadt-sanierungen ungefähr so, daß in einem sanierten Quartier bestenfalls noch ein Drittel der ursprünglichen Bewohner zurückkehren können, und auch die nur in besonders ausgewiesenen Wohnungen, Kleinstwohnungen für alte Leute; es gibt krasse Bei-

spiele in diesem Sinne. Das muß nicht so sein. Wenn die Überlegungen zur Sozialstruktur in der Stadt den gleichen Stellenwert hätten wie die wirtschaftlichen Überlegungen – des Neubaus von Häusern, der Einrichtung von Geschäften usw. –, dann wären wir sehr viel weiter. Es ist nämlich nicht nur ein finanzielles und betriebswirtschaftliches Problem, ein Haus zu bauen; ganze Quartiere zu bauen, das ist ein volkswirtschaftliches Problem! Da werden Werte angesprochen, die in 30 Jahren noch die Kommune beschäftigen werden, Werte, die nicht wiederzuschaffen sind, wenn sie einmal verlorengegangen sind, die bis in das Soziale hineingehen, die die Stadtentwicklung bestimmen sollten. Das ist nicht nur ein Privatbereich des Denkmalschutzes, wenn die Denkmalpfleger sagen, wir müssen das ganze Quartier erhalten, wir müssen die alten Leute hier halten, die kleinen Läden – das ist ein Zusammenhang von volkswirtschaftlichen Dimensionen. Und ich finde, daß bei uns in Deutschland dieser Zusammenhang viel zu wenig gesehen wird.

HÖSS: Vor allem zwei Probleme sind praktisch enorm schwierig zu lösen, das ist einmal die Frage in Sanierungsgebieten: Wer bleibt in dem Gebiet oder wer kommt wieder zurück? Und das andere: Welche Bürger reden eigentlich mit bei dieser Planung, sind es die gleichen oder sind es andere? Ich glaube, daß man dem ersten Problem «Wer bleibt im Gebiet?» nur näher kommen kann in der Lösung, wenn man versucht, vor allem bei großräumigeren Sanierungsgebieten den Ersatzwohnungsbau im Gebiet selbst zu betreiben. In der Form, daß man entweder – was ohnehin vom Denkmalschutz her zwingend erforderlich ist – dort, wo die Substanz es zuläßt, eine Objektsanierung, also Modernisierung vorzieht, die Flächensanierung also nur als alleräußeres Mittel, wenn's nicht anders geht, anwendet – und zum anderen, indem man im gleichen Gebiet Ersatzwohnungen baut und damit die Leute im Gebiet läßt und sie dort umsetzt.

Und ich meine, wenn man damit überhaupt eine Belebung der neu zu sanierenden oder der neu zu belebenden Städte erreichen will, dann muß man zwei Dinge auch noch tun und beachten: Man muß sehen, daß man Wohnungsbau so betreibt, daß auch Kinderspielplätze oder Höfe da sind, wo die Kinder spielen können, und daß Familien mit Kindern hineinkommen können. Und zum anderen muß man sich hüten in unserer demokratischen Gesellschaft vor einem Sanierungsgeschehen, das nur für ganz bestimmte Kreise vorgesehen ist, sondern man muß eine gesunde soziale Mischung vorsehen.

Und welche Bürger reden mit bei dieser Planung? Wir haben ja jetzt das Institut der vorbereitenden



Bürgerbeteiligung neben dem laufenden formellen Verfahren, und da werden ja die Bürgerversammlungen gemacht, da können die Anregungen und Bedenken und all das vorgebracht werden. Da kann man natürlich nicht fein säuberlich unterscheiden, weil man's nicht von vorneherein weiß: sind alle da, die in dem Gebiet wohnen bleiben; oder sind alle die da, die später wieder zurückkommen wollen. Es sind vielmehr alle interessierten Bürger angesprochen. Und die Erfahrungen gehen dahin, daß hier viel mehr Bürger, als später überhaupt hier ihre Heimat finden könnten, sich interessieren und mitreden und mitgestalten wollen. Und daher sehen wir das Problem also nicht so sehr als vorrangig, daß hier die Mitsprache der Bürger nicht genügend gewahrt wäre; man kann sie nicht beschränken und will sie nicht beschränken auf die unmittelbaren Interessenten, man kann sie alle ansprechen, und wer dann kommt und mitredet, der kann seinen Einfluß mit geltend machen. Und von daher meine ich, daß man mit einer solchen Methode in einem verbesserten Umfang zu einer Sanierung kommt, die dann am Ende von den Bürgern auch akzeptiert wird.

MOSEL: Wie sieht denn eine Altstadt aus? Wir sprechen immer von einzelnen Denkmälern und vergessen dabei, daß so eine Stadt als Körper zu verstehen ist, der eben nicht nur aus Kopf, Händen, Augen, Nase besteht, sondern aus Gliedern und sehr viel Fleisch; das heißt, daß unsere Städte zu einem großen Prozentsatz aus sog. historischer anonymer Bausubstanz bestehen. Und dort stellt sich die Frage der Erhaltung der Bewohner, der Häuser und der Funktionen eben am allerschärfsten und am allerschwierigsten. Und auch dort, meine ich, ist die Erhaltungsforderung gar nicht zu reduzieren, sondern auf das abzustellen, was hier mehrfach schon angeklungen ist, nämlich daß man das dort an Neuem hineinbringt, was eine zukünftige Funktion der Gebiete, eine Erhaltung der Sozialstruktur absichert. Daß man entscheidet und feststellt: was ist eigent-

lich der Wert der Gesamtstadt – und da wird man auch Maßstäbe in die Hand bekommen, wie weit man verändern kann. Es ist auch das weniger eine ästhetische als eine funktionale Frage: «Wie geht man mit den Sachen um?»

Es gibt doch Entscheidungen – auch bei dem Beispiel des Klosters, das Sie eben gebracht haben –, die einfach so fallen müssen, weil das wirtschaftlich nicht anders zu machen ist. Nur: der Denkmalpfleger muß davor warnen, daß Veränderungen vorgenommen werden, die irreversibel sind, daß Sachen entstehen, die man in besseren Zeiten vielleicht nicht mehr austauschen kann. Denkmalpflegerische Erhaltung hat in zweiter Linie etwas mit Gestaltung zu tun, in erster Linie geht es darum, Zeugnisse der Geschichte anschaulich zu bewahren. Die leiden nicht unter einer modernen Lampe oder sonstigen Details oder neuen Treppen, das kann man wieder in Ordnung bringen. Denkmalpflegerische Erhaltung ist eine Entscheidung für das Grundsätzliche einer modernen Stadtentwicklung – und darum geht es. Gestaltung ist dann die Frage der richtigen Durchführung.

SCHWENCKE: Denkmalschutz kann ja nur dann einen politischen Sinn haben und damit nach meiner Auffassung für die Bürger relevant werden, wenn er eingebunden ist in ein Gesamtkonzept. Das gilt für das einzelne Haus, das gilt für das Quartier und das gilt für die Gesamtstadt. Mir ist, als Sie sprachen vom Überlegen, was darf man nun, was darf man nicht, die nach meiner Auffassung schöne Formulierung von Erhard Eppler eingefallen, der unterschieden hat zwischen *wert-konservativ* und *struktur-konservativ*.

Das heißt: es kommt entscheidend darauf an, ob man Werte aufgibt, die gewachsen und überliefert sind, die existieren, und sie so aufgibt, daß man sie nie wieder erwirbt; oder ob man sie verändert und sie nutzt für die Gegenwart. Das, glaube ich, ist das große Problem.

---

Wenn doch die, die man so oft die «Mächtigen» nennt, begriffen: Patriotismus dokumentiert sich nicht in Reden an der Berliner oder Spaziergängen auf der chinesischen Mauer; eine Beziehung zum eigenen Land, ja – heikles Wort – Bekenntnis zu ihm ist nur glaubwürdig, ist sie erwachsen aus Kritik, ohne die es auch Liebe nicht gibt. Liebe ohne Skepsis ist Kitsch. Patriotismus ohne Distanz ist (gefährliche) Ideologie. Daß aber in jüngster Zeit – bezeichnenderweise hier wie in der DDR – sich Schriftsteller in ungewöhnlicher Zahl und Intensität mit dem Thema «Vaterland», gar «Heimat» beschäftigen, ist kein Zufall. Begreift man Literatur als empfindliche Reaktion auf Gesellschaft und ihre Verschiebe, dann wird hier offenbar ein Verlust eingefangen.

(Fritz J. Raddatz in der Wochenzeitung DIE ZEIT vom 7. März 1980 aus Anlaß des V. Kongresses des Verbands deutscher Schriftsteller)

# Arbeiterleben in Esslingen vor hundert Jahren

Heilwig Schomerus

Beinahe jeder von uns hat eine mehr oder weniger ausgeprägte Meinung darüber, wie es den Arbeitern vor hundert Jahren, wie es – anders gesagt – unseren Groß- und Urgroßeltern «wirklich gegangen ist». Die Arbeiterfrage beschäftigt und erhitzt die Gemüter nach wie vor, und das mit vollem Recht. Aber wieviel wissen wir ganz konkret über den Arbeiteralltag vor hundert Jahren?

Man mag gelegentlich den Eindruck gewinnen, daß kaum eine andere Gesellschaftsschicht des 19. Jahrhunderts von den Historikern mit so großer Aufmerksamkeit bedacht worden sei, wie diejenige der Arbeiter. Dieser Eindruck täuscht, denn das wissenschaftliche Interesse ist sehr einseitig gewesen. Wir hier in Deutschland haben uns mit den Arbeitern beinahe ausschließlich unter dem politischen Aspekt beschäftigt, mit der Arbeiterbewegung im weitesten Sinn.

Wir haben uns dagegen in erstaunlich geringem Maße darum gekümmert, wie diese Arbeiter lebten, was sie tatsächlich im Alltag zu bewältigen hatten, was sie verdienten und mit diesem Verdienst machen konnten oder wollten. Wir haben uns nicht darum gekümmert, wie diese Arbeiter wohnten, was sie für Leitbilder hatten und ob sie in ihren Leitbildern, in ihren Hoffnungen und Erwartungen, die sie in ihr Leben gesetzt haben, wie das jeder von uns tut, enttäuscht wurden. Ob sich ihre Erwartungen erfüllten oder auch nur erfüllen konnten.

Ohne eingehendere Kenntnisse dieser konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen aber scheinen mir Aussagen zu den Motiven, Erfolgen und Mißerfolgen der ja keineswegs einheitlichen Organisationsbestrebungen wenn nicht gar des sicheren Fundaments, so doch eines höchst bedeutsamen Aspekts zu entbehren. In jedem Fall machten wir es uns zu einfach, wenn wir die Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert als uniforme Masse sähen, deren sozusagen ursprüngliche Strukturelemente Solidarität und Klassenbewußtsein gewesen seien, die sie gewollt oder ungewollt zur Arbeiterbewegung drängen mußten.

Gerade diese Vorstellung aber hat unsere Sicht der Arbeiterschaft in der langgezogenen Industrialisierungsphase lange Zeit bestimmt, und sie tut es zum guten Teil heute noch. Woran es liegt, daß die Geschichtsschreiber bisher relativ wenig dazu beigetragen haben, diesem amorphen Bild Konturen und Farbe zu geben, ist leicht gesagt: In allzu kurzschlüssiger Weise sind wir davon ausgegangen, daß Arbeit-

ter keine Dokumente über ihr Leben, über ihre Einstellung zum Leben, über ihre Einstellung zu Krisen oder zu erfreulichen Zeiten in ihrem Leben hinterlassen haben.

Und da die «Materiallage» in der Geschichtswissenschaft nicht selten maßgeblich über die Auswahl der Arbeitsgebiete entscheidet, hat man sich damit lange Zeit zur Ruhe gesetzt. Manchmal freilich ist der Mangel an historischem Material zu bestimmten Fragen gar nicht real, sondern nur vermeintlich und einer – vielleicht berufs- und ausbildungsabhängigen, vielleicht auch politisch bedingten – Kurzsichtigkeit der Historiker zuzuschreiben. Im Falle der Arbeiterschaft des vorigen Jahrhunderts ist das sicherlich so gewesen.

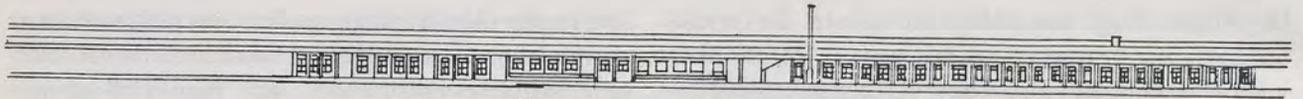
Erst seit wenigen Jahren wendet sich das historische Interesse zunehmend der Geschichte des Alltags zu, des Arbeiteralltags vor allem; und es zeigt sich, daß die Fülle bisher ungenutzten Materials alle Erwartungen übersteigt. Dies gilt nicht nur, aber in besonderem Maße, für Esslingen, das mit den Archivbeständen der Maschinenfabrik und des Stadtarchivs Einblicke in das Arbeiterleben, den Arbeiteralltag vor dem Ersten Weltkrieg vermittelt, wie sie in dieser Form bisher nur selten möglich waren.

Ob und in welchem Umfang sie zu verallgemeinern sind, läßt sich so lange schwer beantworten, wie nicht über andere Städte und Industriezweige vergleichbare Ergebnisse vorliegen. Für Württemberg jedenfalls ist Esslingen im 19. Jahrhundert eine der bedeutendsten Industriestädte gewesen, zeitenweise sogar die bedeutendste; und so vermag das Esslinger Beispiel sicherlich einen Eindruck zu vermitteln davon, wie hierzulande Arbeiteralltag, Arbeiterleben im 19. Jahrhundert ausgesehen hat.

So selbstverständlich wie es uns im nachhinein erscheint und wie es von einigen Esslingern der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gesehen wurde, ist die Entwicklung Esslingens zur Industriestadt freilich nicht gewesen. Hundert Jahre bevor die Maschinenfabrik Esslingen zu einem der blühendsten Industrieunternehmen ganz Deutschlands geworden war, wurde von dem damaligen Esslinger Bürgermeister 1768 in seiner traditionellen Schwörtagsrede der Stadt jegliche Eignung für *Fabriken und Manufakturen abgesprochen. Als Ursache gab er an: die Kleinheit des Eßlinger Gebiets, das nur geringen Absatz verspreche, nicht genug Arbeiter liefere und zu wenig geschickte Köpfe habe, die den Willen und das Ta-*

# Plan der Maschinenfabrik Esslingen.

Längen-Ansicht

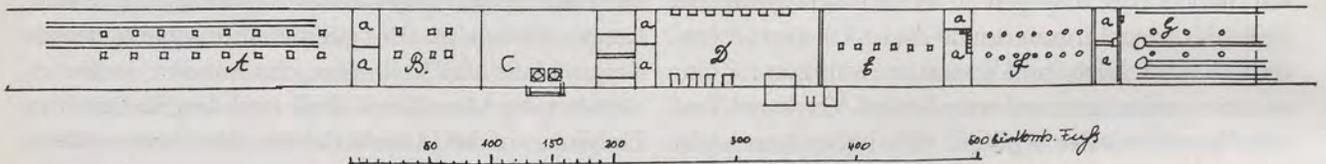


Beschreibung

- A Wagenwerkstätte
- B Holzwerk
- C Gießerei
- D Schmiede
- E Stahl-Schmiede
- F Dreherei
- G Montierwerksstätte
- a Läden für die Arbeiter



Grundriß



lent besäßen, eine solche Anstalt nicht nur zu gründen, sondern auch emporzubringen; den Mangel an Leuten, welche den zu einer solchen Anstalt nötigen Unternehmensgeist hätten, das «verlegene Wesen», das unter den Handwerkern herrsche, und die mancherlei Hindernisse, welche man Fremden dabei aus Neid in den Weg lege.

Und wirklich ist Esslingen erst sehr spät auf den schon geraume Zeit fahrenden Zug der Industrialisierung aufgesprungen, um dann mit einer auch für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Geschwindigkeit alle württembergischen Konkurrenten zu überholen.

Noch 1780 wurde Esslingen als eine Stadt bezeichnet, die an Industrie gänzlichen Mangel hat. Schon fünfzig Jahre später, zu Beginn der dreißiger Jahre, gehörte es zu den bedeutendsten Industriestädten Württembergs. Mit mehr als 600 Fabrikarbeitern, damals noch überwiegend Textilfabrikarbeitern, beherbergte es eine größere Arbeiterschaft als jede andere Stadt in Württemberg.

Die entscheidende Wende zum wirklichen Industriezentrum der damaligen Zeit vollzog sich aber erst mit der Gründung der Maschinenfabrik Esslingen im Jahre 1846. Für einen Zeitraum von ungefähr drei Jahrzehnten erreichte die Stadt eine Spitzen-

stellung in der württembergischen Industrie und ebenfalls eine hervorragende Position in der gesamtdeutschen Maschinenbauindustrie.

Vom Staat initiiert, von der Stadt Esslingen durch die Vergabe des notwendigen Areals und vor allem der Wasserkraft unterstützt, war das Projekt längst vor seiner Vollendung zum Tagesgespräch nicht nur der Esslinger Presse, sondern auch des Schwäbischen Merkur und der Schwäbischen Chronik geworden. Kein Wunder also, daß die Grundsteinlegung der Fabrik, deren Grundriß und Längensansicht uns im Original erhalten ist (Abb. 1), zu einem regelrechten Festakt wurde.

Nicht nur die Honoratioren der Stadt und des gesamten Oberamtes, die dreißig Aktionäre, die Vertreter des Finanzministeriums und der Eisenbahnkommission nahmen daran teil, sondern auch sämtliche bereits im Bau beschäftigten Arbeiter, wie es in der Grundsteinurkunde heißt. In allen Reden und Gedichten, die zu diesem Anlaß vorgetragen wurden, kam die Überzeugung deutlich zum Ausdruck, daß erst mit der Eisenbahn und der ihr verbundenen Maschinenindustrie die «neue Zeit» nicht nur für Esslingen, sondern für Württemberg überhaupt angebrochen sei. Wie hoch die Erwartungen waren,

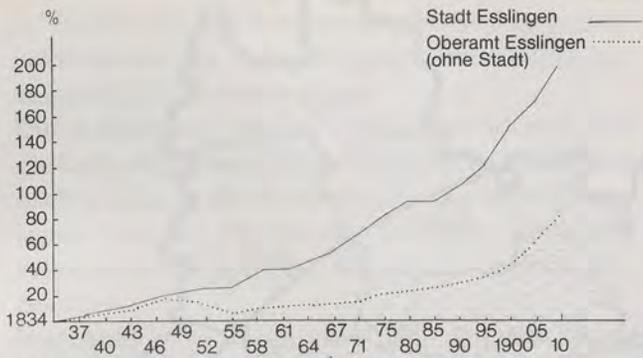


Abb. 2: Prozentuale Bevölkerungszunahme der Stadt und des Oberamtes Esslingen 1834–1910

die man in Esslingen in diese – ursprünglich hart umkämpfte – Firmengründung setzte, zeigt das Gedicht, das der Esslinger Gemeinderat und Aktionär der Maschinenfabrik Esslingen Heinrich Georgii zum Abschluß der Grundsteinfeier am 5. Mai 1846 vortrug:

Die letzten Schläge sind verklungen  
Geschlossen ist der feste Stein  
Als erstem von den künftigen Hallen  
Soll ihm ein Spruch gesprochen sein.

Ich seh im Geist die Räume ragen  
Die bergen wundervolle Kraft.  
Von vielen hundert fleißigen Händen  
Wird hier ein seltner Bau geschafft.

Des Wassers und des Feuers Kräfte  
Nach unumstößlichen Gesetz  
Sie weben hier mit ehernen Fäden  
An jenem starken großen Netz,

Das kräftig einend soll umschlingen  
Einst unser deutsches Vaterland  
Es ist, wengleich von Stahl und Eisen  
Ein lebensvolles, warmes Band.

Es ist in ihm uns aufgeschlossen  
Der Zukunft reiches schönes Feld,  
drum darf den Stein ich kühnlich nennen  
Den Grundstein einer neuen Welt.

Nicht ganz so klassisch drückte es wenige Tage später ein Arbeiter der Maschinenfabrik in einem Gedicht aus, von dem hier nur ein Auszug wiedergegeben werden soll. Unter «Eingesandtes» war in der Esslinger Zeitung zu lesen:

Da kam ein anderer Keßler, ein Mann von großer Kraft  
Der hat ein anderes Wunder, ein größeres uns geschafft

Der baute einen Wagen und spannt ein Roß davor  
Das speist er statt mit Haber mit Wasserdampf im Rohr.

Und wo das Dampfroß sauset, entsteht die neue Welt  
Blüht Industrie und Handel, der alte Zopfgeist fällt  
Wohin es schwer belastet mit Gut und Leuten fährt  
Dort hat es auch der Dummheit den großen Kampf erklärt.

Tatsächlich kann die Maschinenfabrik Esslingen, nach allem, was bisher über den Werdegang der Maschinenindustrie in Deutschland bekannt ist, als durchaus einzigartige Gründung gelten. Vom ersten Tage ihrer Produktion an beschäftigte sie beinahe 500 Arbeiter, sie besaß nicht nur einen voll ausgebildeten Verwaltungsapparat, sondern schon 1847 einen für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Stand an Produktionsmaschinen. Entsprechend stieg die Zahl der Arbeiter. 1857 waren es schon mehr als 1000 (zum Vergleich: Krupp beschäftigte im gleichen Zeitraum weniger als 400 Arbeiter), zu Beginn der achtziger Jahre arbeiteten in der Maschinenfabrik beinahe 2000 Arbeiter.

Die Ansiedlung dieses größten württembergischen Industriebetriebes der Zeit blieb nicht ohne Folgen für die Bevölkerungsentwicklung der Stadt und ihres unmittelbaren Umlandes. (Abb. 2) Wie aus dem Diagramm deutlich wird, nimmt die Bevölkerung der Stadt über den gesamten Untersuchungszeitraum hin zu, die Wachstumsraten des Umlandes, die bis zur Gründung der Maschinenfabrik beinahe parallel zu denen der Stadt verliefen, fallen in den Jahren nach 1846 deutlich zurück, die Schere zwischen Bevölkerungswachstum von Stadt und Umland öffnet sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Wanderungsverluste des Umlandes bei gleichzeitigen Wanderungsgewinnen der Stadt Esslingen führten dazu, daß zu Beginn der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts mehr als die Hälfte aller Einwohner des Oberamtes Esslingen in der Stadt Esslingen wohnten. Es liegt also nahe, zu vermuten, daß die meisten Arbeiter der Maschinenfabrik aus der unmittelbaren Umgebung der Stadt kamen, eine Tatsache, die auch schon von den Zeitgenossen deutlich hervorgehoben wurde. Emil von Kessler, der Gründer und erste Direktor der Maschinenfabrik, schrieb 1852 über die Stadt Esslingen: *In bezug auf persönliche Arbeitskräfte sind die Verhältnisse hier wohl günstiger, als sie sonst an günstigen Plätzen angetroffen werden. Auf die Entfernung von höchstens 1½ Stunden haben wir im Umkreis der projektierten Baustelle mehr als 20 Ortschaften mit einer Zahl von wenigstens*

Abb. Nr. 3: Abwanderungsgebiete der Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen 1846-1914



25–30 000 durch nicht zu ermüdenden Fleiß ausgezeichneten Einwohnern, so daß Mangel an Arbeitskräften voraussichtlich nicht eintreten kann.

Die Arbeiter der Maschinenfabrik wanderten, wie die Karte zeigt (Abb. 3), aus denjenigen Oberämtern nach Esslingen, die ringförmig um die Stadt herumlagen, aus den Oberämtern Stuttgart, Cannstatt, Schorndorf, Göppingen, Kirchheim und Nürtingen.

Von Anfang an waren etwa 60% der Maschinenfabrikarbeiter Württemberger, noch dazu solche, deren Heimatorte nur ungefähr 50 Kilometer oder – nach damaligen Maßstäben – eine Tagereise von Esslingen entfernt lagen. Der Zustrom von Handwerkern und Arbeitern aller Berufssparten war dabei so groß, daß die Firmenleitung schon bald die Flut der Anmeldungen einschränken mußte und in der Esslinger Presse bekanntgab: *Wir sehen uns veranlaßt, hiermit bekanntzumachen, daß in der Folge die Anmeldungen nur an Werktagen, vormittags von 9–10.00 Uhr, auf dem Komptoir geschehen können.*

Bewerbungen um Stellen in der Fabrik gingen aus allen Teilen Deutschlands, aber auch aus dem Ausland ein, so etwa diejenige von Christian Friedrich Braun aus Paris, der von Emil Kessler mit folgendem Schreiben fest engagiert wurde: *An Herrn Christian Friedrich Braun, Rue de la Pepinière 43 zu Paris. Eßlingen, den 8. 11. 1846. – Auf Ihr Schreiben vom 20. 10. erwidere ich Ihnen heute, daß ich Sie für die Beaufsichtigung der Tapezier- und Lackierarbeiten in hiesiger Fabrik engagiere, mit einem jährlichen Gehalt von 800.– fl. (ca. 6000 Mark) nebst Vergütung Ihrer Reisekosten von Paris hierher. Da es wünschenswert ist, daß Sie sobald als möglich hier eintreffen, so erwarte ich Sie gegen Ende dieses Monats hier. In dieser Erwartung grüße ich Sie bestens. Ihr Emil Kessler.*

Wie hoch das Ansehen eines Arbeitsplatzes in der Maschinenfabrik damals war, zeigt vor allem der verzweifelte Brief eines Esslinger Handwerkers, der keinen Arbeitsplatz mehr bekommen hatte. Er schrieb 1847 an die Stadtverwaltung: *Da ich meine Familie durch den geringen Verdienst, den mir mein Gewerbe abwarf, nicht ernähren konnte, so gab ich mir viele Mühe, in die hiesige Maschinenfabrik aufgenommen zu werden, wozu mir mehrere Male das Versprechen gegeben, am Ende aber erklärt wurde, daß sie keine Wagner annehmen könne, wodurch mir alle Hoffnung für die Zukunft beraubt ist.*

Die Gründe für das hohe Ansehen eines Arbeitsplatzes in der Maschinenfabrik sind einfach darin zu sehen, daß hier Löhne bezahlt wurden, die weit über dem Durchschnitt der württembergischen Arbeiterlöhne, vor allem auch der Textilarbeiterlöhne lagen. (Abb. 4) Die Abwanderung aus der Textil- in

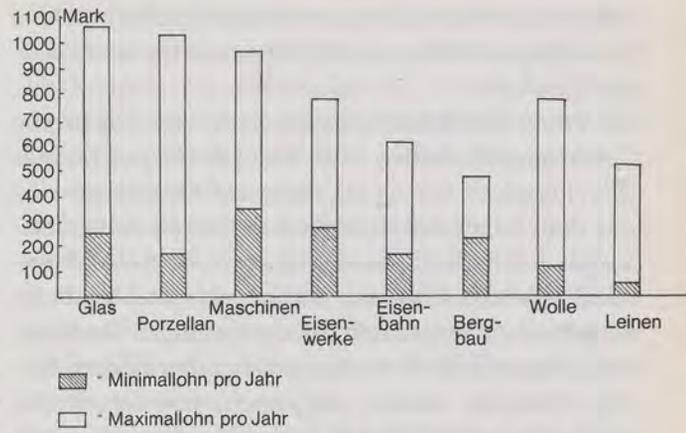


Abb. 4: Minimal- und Maximallöhne pro Jahr in württembergischen Fabriken verschiedener Branchen 1847.

(Es handelt sich jeweils um absolute, nicht um Durchschnittswerte, umgerechnet in Mark.)

die Maschinenindustrie hat der Esslinger Textilindustrie, und nicht nur ihr, sondern auch derjenigen in Calw und Urach in den Folgejahren sehr zu schafften gemacht.

Nun waren aber natürlich nicht alle Arbeiter der Maschinenfabrik Württemberger. Vielmehr war es so, daß sich die Arbeiterschaft von Anfang an in zwei Gruppen aufteilte, in die große Gruppe der Nahwanderer, die nur etwa eine Tagereise von ihrem Heimatort entfernt wohnten und arbeiteten, und in die wesentlich kleinere Gruppe der Fernwanderer, deren Herkunftsgebiete weiter als 50 Kilometer – wenn auch selten mehr als 200 Kilometer – von Esslingen entfernt lagen.

Es ist eine Besonderheit der württembergischen Sozialgeschichte, daß es (bis 1871) einen direkten Zusammenhang gab zwischen Wanderungsdistanz und Vermögenslage der Arbeiter zum Zeitpunkt der Familiengründung. Wer in Württemberg, gleichgültig ob Arbeiter oder nicht, vor 1871 heiraten wollte, mußte hierfür erst eine Bewilligung beantragen. Da die Bewilligung der Heirat einfach davon abhing, welches Vermögen die Ehepartner nachweisen konnten, wurde von dieser Heiratsgesetzgebung vor allem die lohnabhängige Arbeiterschaft stark betroffen, besonders aber diejenigen, die von weit her nach Esslingen zuwanderten. Ihnen gegenüber war man rigoros eingestellt, denn man wollte auf diese Weise vermeiden, daß eine große Zahl von Minderbemittelten zuwanderte, die man im Falle ihrer Verarmung nur schwer oder gar nicht wieder abschieben konnte. Diese Heiratsgesetzgebung bedeutete einen ungewöhnlich harten Eingriff in den persönlichen, alltäglichen Lebensbereich der Arbeiter. Eine große Zahl von Selbstzeugnissen der betroffenen

Arbeiter, wie sie sich in den Akten des Stadtarchivs in Esslingen finden, geben davon einen nachhaltigen Eindruck.

Die enorme Bedeutung dieser Gesetzgebung für die Lebensgewohnheiten, für die Lebensqualität der Arbeiterschaft vor wenig mehr als 100 Jahren wird aus dem folgenden Beispiel deutlich: Im Jahre 1860 wandte sich die Lebensgefährtin des Maschinenfabrikarbeiters Friedrich Sohn nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen bei der Esslinger Stadtverwaltung schließlich an den württembergischen König (übrigens wieder vergeblich) mit folgendem Brief: *Mit erschrockenem Herzen wage ich es meine Not und meine traurige Lage Ihrer Königlichen Majestät zu klagen, da ich schon so viele Türen aufgestoßen habe und nirgends Hilfe finde, wage ich es Ihre Gnade zu bitten um Hilfe. Ich lebe schon seit 15 Jahren im Verhältnis mit Friedrich Sohn. In dieser Zeit gebar ich von ihm 6 Kinder, welche mir der Liebe Gott alle am Leben ließ. Da man uns auf jedes Ersuchen um die Heirat es immer schwieriger machte, und wir vergeblich so viel aufgewandt haben, fühle ich mich in Not gedrungen, das Herz meines Landesvaters um Hilfe für mich und meine Kinder zu bitten. 3 von meinen Kindern versorgt die Gemeinde, die werden leider vaterlos und mutterlos erzogen. Das Älteste, ein*

*Mädchen von 13 Jahren gab der Vater in der Kost in Cannstadt, 2 habe ich, wo mich der Vater immer so gut er kann unterstützt. Friedrich Sohn ist schon seit 21 Jahren in bestem Rufe. Er war 14 Jahre bei Herrn Bachshauer, da das ganze Geschäft aufhörte, kam er in die Maschinenfabrik, wo er schon seit 8 Jahren die besten Zeugnisse vorweisen kann, da er ein fleißiger und tüchtiger Mensch ist und es ist auch sein einziger Kummer seine Kinder als Vater selbst zu erziehen, da neben ihm mancher Vater, der auch 6 und 8 Kinder erhält, arbeitet, welchem es aber leichter geht als ihm, da er seine Familie zusammen hat.*

Stadtverwaltung und Arbeitgeber, die durch ihre Zeugnisse ebenfalls Einfluß auf die Bewilligungschancen der Arbeiter nehmen konnten, benutzten auf Jahre hinaus diese Heiratsgesetzgebung als willkommene Möglichkeit, unliebsame Arbeiter an der Verehelichung und langfristigen Niederlassung in Esslingen zu hindern, beziehungsweise besonders gesuchte Arbeitskräfte bevorzugt zu behandeln. Damit fand vor allem unter den Fernwanderern oder den «Fremden» eine gezielte Auslese statt.

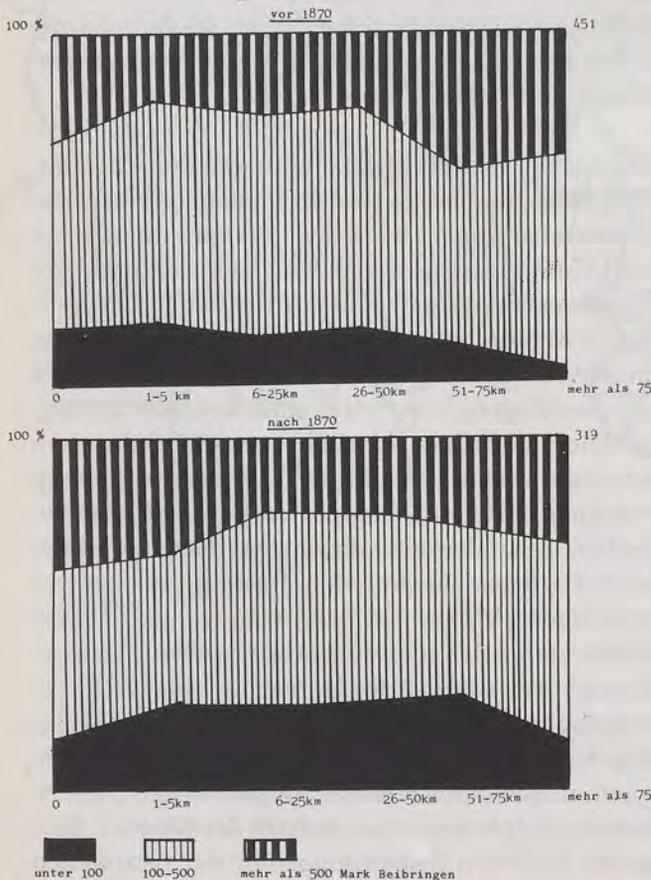
Die Auswirkung dieser Bewilligungspraxis auf die finanzielle Ausgangsposition der Nah- und Fernwanderer bei der Heirat in Esslingen zeigt das vorliegende Diagramm. (Abb. 5) Der Anteil der «reichen Arbeiter» mit mehr als 500,- DM Startkapital nimmt in der Gruppe deutlich zu, die aus einer Entfernung von mehr als 50 km nach Esslingen zuwanderte, eine Beobachtung, die für die Arbeiterfrauen im übrigen in gleicher Weise galt.

Der finanziellen Sonderstellung der Fernwanderer entsprach eine wesentlich andere Berufsstruktur dieser Gruppe, d. h. aus dem Nahbereich wanderten mehr unqualifizierte Arbeiter zu, unter den Fernwanderern war die Zahl der qualifizierten wesentlich höher, hier wieder der Anteil bestimmter Berufsgruppen: derjenige der Schlosser, Mechaniker, Schmiede und Dreher.

Die Graphik (Abb. 6) zeigt, wie stark der Anteil Unqualifizierter mit zunehmender Distanz ab-, der Anteil der Schmiede, Schlosser, Mechaniker und Dreher dagegen zunahm. Wer als Fremder, nicht württembergischer Arbeiter nach Esslingen kam, hatte nur dann eine Chance, sich dort auch niederzulassen und zu bleiben, wenn er entweder ausreichend Geld oder einen Beruf hatte, der ihm guten Verdienst zusicherte. Am liebsten waren der Stadt aber offensichtlich solche «Fremde», die Geld und qualifizierte Ausbildung hatten.

Die Esslinger Arbeiterschaft teilte sich also von Anfang an nicht nur in Gruppen von Nah- und Fernwanderern; sie teilte sich entsprechend auch noch in solche Arbeiter, die ihre Arbeiterlaufbahn mit einem gemütlichen finanziellen Polster begannen, und in

Abb. 5: Beibringungshöhe und Wanderungsdistanz der Maschinenfabrik-Arbeiter



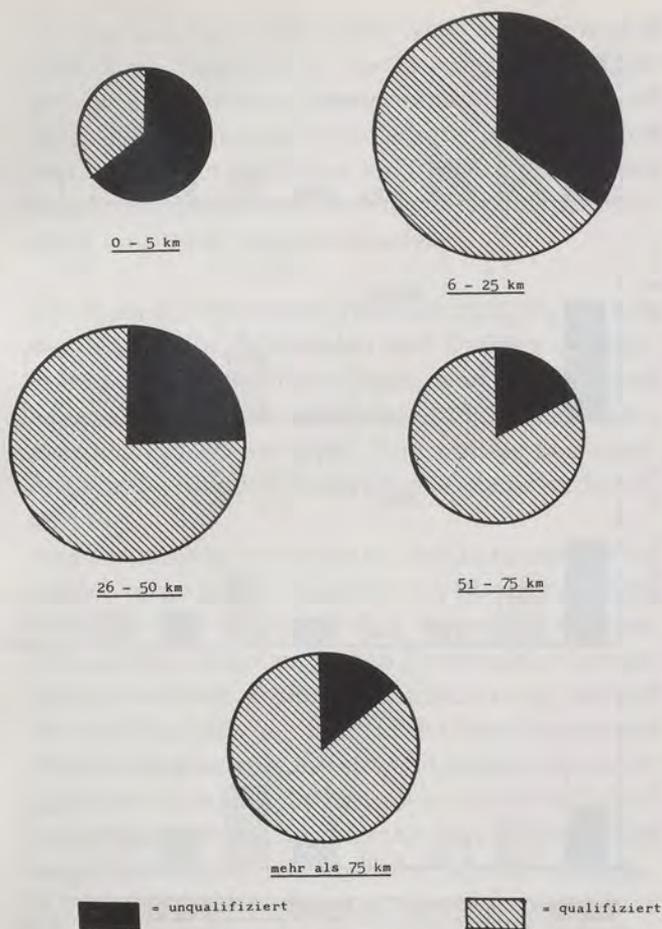


Abb. 6: Qualifikation und Wanderungsdistanz 1846-1914

solche, deren finanzielle Mittel schon von Anfang an sehr eingeschränkt waren. Entsprechend kam es auch schon Anfang der 50er Jahre zu Konflikten zwischen den gut- und den schlechtgestellten Arbeitern (wohlgermt ein Inner-Arbeiterkonflikt). Diese Konflikte fanden ihren deutlichen Ausdruck in einem Drohbrieff an die Stadtverwaltung Esslingen, der in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1853 in Esslingen als Flugblatt angeschlagen wurde. Darin heißt es u. a.: *Denn wo man hinkommt, so sind lauter Fremde, und meistens auch noch solche, die uns Bürgern das Brot wegnehmen. Jetzt, wenn wir nicht in das Mittel treten, und machen nicht, daß das fremde Volk vor unserer Stadt längstens in 14 Tagen hinauskommt, dann lassen sie sich nicht mehr blicken bei Nacht!*

Natürlich war es nicht einfach so, daß die Esslinger Arbeiter alle arm, die Zugewanderten dagegen «reich» waren. Es gab auch unter den Nahwanderern solche, deren Startposition – d. h. ihre Vermögenslage – bei der Eheschließung sich ebenso günstig darstellte wie diejenige der Fernwanderer. Die regionale Herkunft hatte zwar einen gewissen Siebungseffekt, wie wir eben gesehen haben, mindestens ebenso entscheidend war für den Lebensablauf des Arbeiters aber seine soziale Herkunft.

Mit der Berücksichtigung der regionalen und sozialen Herkunft versuche ich, die Arbeiterschaft nach Merkmalen zu differenzieren, die nicht primär innerhalb der Fabrik liegen, sondern die bereits im Leben außerhalb der Fabrik, in der Biographie der Arbeiter zu suchen sind.

Wenn wir davon ausgehen, daß

- die Höhe des Vermögens bei der Heirat
- die Anzahl der Kinder pro Ehe und schließlich
- ein über den gesamten Zeitraum der Expansion der Familie verfügbares höheres Lohnniveau als vor der Eheschließung

entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des materiellen Lebensstandards der Arbeiter gehabt haben und daß zumindest die Höhe des Vermögens bei der Heirat und die Anzahl der Kinder pro Ehe wesentlich von der sozialen Herkunft, d. h. von dem Elternhaus des Arbeiters geprägt wurden, so müßten wir zunächst überprüfen, ob das überhaupt stimmt.

Es zeigt sich bei der Auswertung der Quellen, daß diejenigen Arbeiter am wenigsten Geld in die Ehe einbrachten, deren Väter im Textilgewerbe gearbeitet hatten. Am besten gestellt waren die Arbeiter, bei denen schon die Väter im Metallgewerbe tätig gewesen waren. Arbeiter mit einem landwirtschaftlichen Elternhaus nahmen zwar eine Mittelposition ein, sie erreichten aber trotzdem nicht den gleichen Startvorteil wie die Kinder aus dem Metallgewerbe. (Abb. 7)

Diese ungünstige Startposition derjenigen Arbeiter, die aus einem textilgewerblichen oder landwirtschaftlichen Elternhaus stammten, setzte sich noch

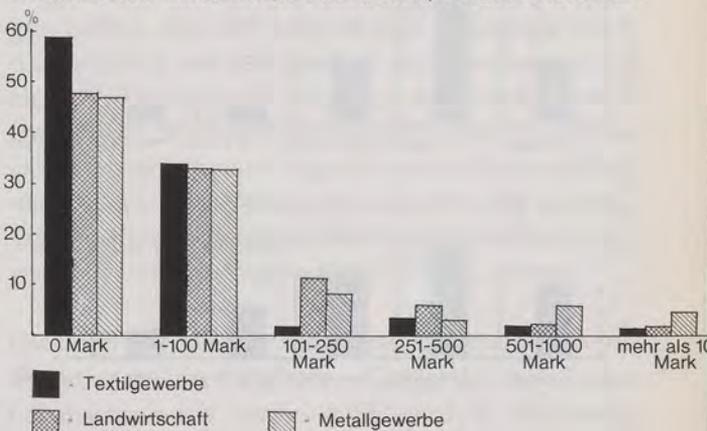


Abb. 7: Häufigkeit von Bar- und/oder Sparvermögen bei der Heirat, gruppiert nach sozialer Herkunft (Vaterberufe)

durch eine andere, sehr wesentliche Besonderheit fort.

Wie allgemein bekannt ist, bedeutete Kinderreichtum über viele Generationen – gerade im Textilgewerbe, aber auch in der Landwirtschaft – eine

sichere und schnell einsetzende zusätzliche direkte oder indirekte Nebeneinnahme. Vom 5., wie wir aus den Quellen wissen, manchmal schon vom 3. Lebensjahr an wurde den Kindern Arbeit zugewiesen, die Verdienstmöglichkeiten des Haushalts stiegen damit langsam aber stetig an. Die Kinderarbeit, von der hier die Rede ist, ist vorindustrielle, innerfamiliäre Kinderarbeit.

Entsprechend dieser generationenalten Tradition des Kinderreichtums verhielten sich nun auch die Arbeiter, die vom Land in die Stadt zogen, um Maschinenfabrikarbeiter zu werden. Wie auf der Graphik zu sehen (Abb. 8), war die Anzahl der Ehen mit mehr als 4, besonders aber mit mehr als 6 Kindern bei denjenigen Arbeitern am höchsten, deren Vater im Textilgewerbe gearbeitet hatte, am niedrigsten bei denen, deren Väter schon im Metallhandwerk gewesen waren. Zwischen beiden Extremen lag die Landwirtschaft.

Niedriges Startkapital und größere Familien mußten sich negativ auf die materielle Situation derjenigen Arbeiter auswirken, die aus einem textilgewerblichen bzw. landwirtschaftlichen Elternhaus stammten und in der Fabrik arbeiten wollten.

Um nun diejenigen Arbeitergruppen herauszufinden, die ihre Arbeiterlaufbahn, ihr Fabrikarbeiter-

Abb. 8: Gebürtigkeit, gegliedert nach sozialer Herkunft der Haushaltsvorstände

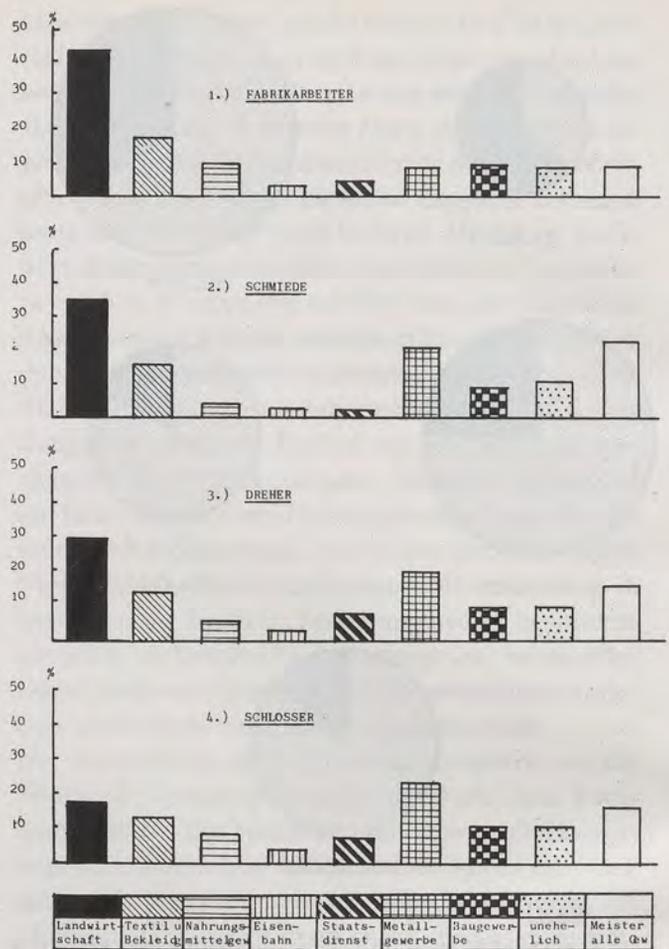
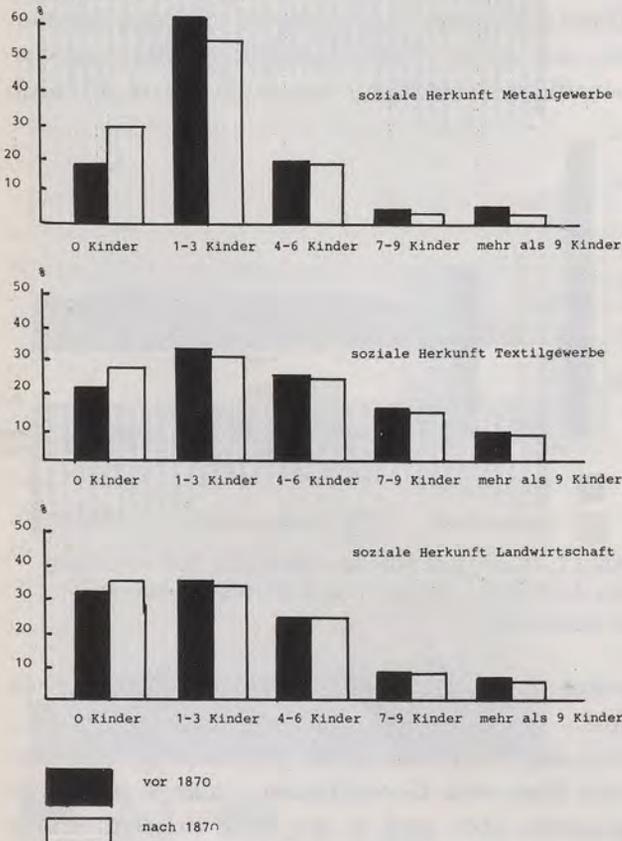


Abb. 9: Soziale Herkunft einzelner Berufsgruppen aus der Maschinenfabrik Esslingen 1846–1914

leben in Esslingen mit den ungünstigsten Voraussetzungen begannen, müßten wir die soziale Herkunft der einzelnen Berufsgruppen ebenso untersuchen, wie wir das für die regionale Herkunft bereits getan haben.

Aus dem Diagramm (Abb. 9) wird deutlich, daß der Anteil von Landwirtschaft und Textilgewerbe unter den Vaterberufen gerade bei denjenigen Berufsgruppen in der Maschinenfabrik am niedrigsten war, die schon bei der regionalen Herkunft eine Sonderstellung einnahmen, bei den Berufsgruppen Schlosser, Dreher, Schmieede. Besonders gute Chancen zur positiven Entwicklung ihres Arbeiterlebens hatte also – sowohl aufgrund ihrer regionalen als auch ihrer sozialen Herkunft – die Berufsgruppe Schlosser, Dreher, Schmieede, besonders schlechte die halb- oder unqualifizierten sogenannten «Fabrikarbeiter», deren Aussichten sich vor allem auch deshalb noch ungünstig von denjenigen ihrer Arbeitskollegen abheben mußten, weil sie Muster generativen Verhaltens (die Größe ihrer Familie) beibehielten, die zwar der Tradition ihres Elternhauses, nicht aber ihren eigenen Lebens- und Arbeitsbedingungen entsprachen.

Es zeigt sich hier, daß soziale Mißstände durchaus auch ihren Ursprung in Anpassungsschwierigkeiten der Betroffenen an eine veränderte Umwelt, an eine neue Lebensform haben können, ohne daß dies von vornherein und allzu unkritisch diesen neuen Lebensformen (in unserem Falle der Industriearbeit) allein angelastet werden könnte.

Die Skala der günstigen Voraussetzungen, die sich den Schlossern, Schmieden und Drehern dagegen in ihrer Arbeiterlaufbahn boten, sind mit den eben behandelten, außerbetrieblichen Gegebenheiten aber noch nicht erschöpft. Eine weitere Besonderheit kommt hinzu: ihre günstige «Lebensverdienstkurve».

Was darunter zu verstehen ist, soll kurz anhand der Ausbildungs- und Lohnpraxis der Maschinenfabrik Esslingen im 19. Jahrhundert dargestellt werden. Wie aus den Angaben in den Personalbüchern der Maschinenfabrik Esslingen deutlich wird, sah die bis zum Ende der 70er Jahre in der Maschinenfabrik übliche Arbeiterlaufbahn etwa folgendermaßen aus: Nach dem Eintritt in die Firma wurde jeder Arbeiter, gleichgültig, ob er als gelernter Handwerker oder ungelernt eintrat, zunächst als Tagelöhner eingestuft. Tagelöhner bedeutete nichts anderes, als daß der Arbeiter nicht im Akkord arbeiten durfte, d. h., daß er nach Arbeitszeit, nicht nach Arbeitsleistung bezahlt wurde.

Die Tagelöhnerzeit war für jeden Arbeiter gleichbedeutend mit der Anlernzeit, die in den einzelnen Werkstätten erheblich voneinander abwich, im Firmendurchschnitt aber etwa 2 Jahre dauerte. Da das durchschnittliche Eintrittsalter während dieser Zeitspanne (1847 bis Ende der 70er Jahre) zwischen 23 bis 24 Jahren schwankte, war somit die Niedrigver-

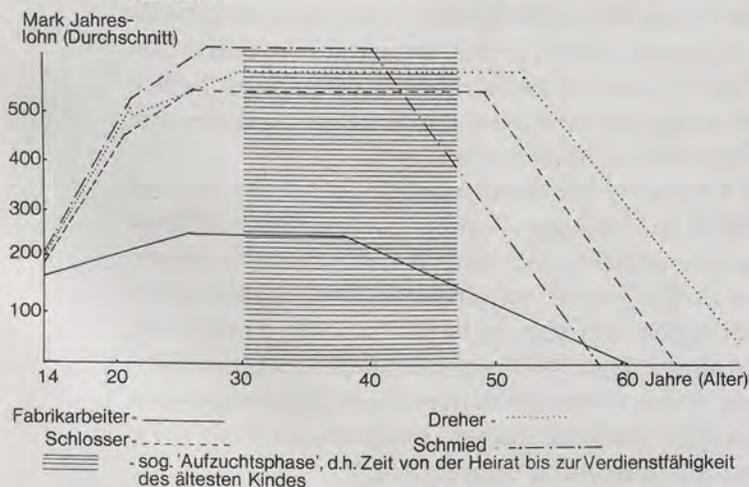
dienstphase oder Tagelöhnerzeit für den Arbeiter mit 25 bis 27 Jahren abgeschlossen.

Der Abschluß der Niedrigverdienstphase war identisch mit dem durchschnittlichen Heiratsalter der Arbeiter. Es folgten nun für den einzelnen Arbeiter etwa 14 Jahre der sogenannten Hochverdienstphase, d. h. einer Zeit, in der durch Akkordarbeit das Einkommen um bis zu 20 Prozent verbessert werden konnte. Mit Erreichen einer Altersgrenze, die zwischen 39 bis 55 Jahren schwankte, wurden die Arbeiter dann wieder in den Tagelöhnerstatus zurückgestuft.

Die Graphik (Abb. 10) zeigt, wie das im einzelnen ausgesehen hat. Es ergibt sich also eine Lebensverdienstkurve für jeden Arbeiter, deren Höhepunkt gleichzeitig mit der Familiengründung (ca. 27 Jahre) erreicht wurde, deren Abschwungphase aber bereits dann einsetzen konnte, wenn die Kinder noch nicht im verdienstfähigen Alter waren. Es wird deutlich, daß in einigen Berufen – und zwar in dem höchstbezahlten, dem der Schmiede, und in dem am schlechtesten bezahlten der sogenannten Fabrikarbeiter (der an- oder ungelerten) – der Lohnabfall schon im Alter von ca. 39–42 Jahren einsetzte. Besonders deutlich muß sich dieser Verdienstab-schwung in Familien mit hoher Kinderzahl bemerkbar gemacht haben, dagegen ist zu erwarten, daß die Berufsgruppen mit langer Hochverdienstphase deutlich bessere Lebensbedingungen hatten als solche mit kurzer.

Von allen in der Maschinenfabrik vertretenen Berufssparten hatten die Dreher und die Schlosser die längste Hochverdienstphase, die Schmiede dagegen hatten eine der körperlichen Beanspruchung, die ihr Beruf mit sich brachte, entsprechend kurze Hochverdienstphase. Obwohl die durchschnittlichen Löhne der Schmiede erheblich über denen der Dreher und Schlosser lagen, war es ihnen deshalb nicht möglich, im Verlaufe ihres Lebens die günstige Startposition in gleichem Maße aufrecht zu erhalten, wie dies den Schlossern und Drehern gelang.

Abb. 10: «Lebensverdienstkurven» ausgewählter Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen in der Zeit vor 1870



Die unterschiedlichen Start- und Endpositionen sollen nun auch noch auf einem Gebiet des materiellen Lebensstandards verdeutlicht werden, das bisher weitgehend unerforscht ist, auf dem Gebiet der individuellen Haushaltsausstattung der Arbeiterhaushalte. Um die folgende rein quantitative Auswertung von mehr als 3000 Inventaren Esslinger Arbeiterwohnungen etwas anschaulicher zu machen, sollen hier zwei Einzelbeispiele vorangestellt und im Detail beschrieben werden, diejenigen eines unqualifizierten und eines qualifizierten Arbeiters der Maschinenfabrik.

Esslingen.

Beibringens - Inventur

des

Lairch, Jakob Friedrich, Inhaber in der Ma-  
schinenfabrik Kasin, und

Freund & Gesand

Meister in d. K. Kaiser.

D. 28 Februar 1859.

318.

Mit der Gründung der Maschinenfabrik und dem in den Folgejahren immer stärker werdenden Zustrom vom Arbeitern und Arbeiterfamilien in die Stadt wurde die Wohnsituation sehr bald zu einem brennenden Problem nicht nur der Arbeiter selbst, sondern auch des Gemeinderates. Bei dem noch fortdauernden Mangel an kleinen Mietwohnungen fordert der Gemeinderat die Häuserbesitzer auf, solche einzurichten und garantiert die Bezahlung des Mietzinses. Diese Anfang November 1858 im Esslinger Wochenblatt veröffentlichte Anzeige spricht für sich, ebenso wie die Tatsache, daß sich die Zahl der Bewohner pro Haus in Esslingen in den Jahren 1847–1876 von 14 auf 18 erhöhte. Dem Problem der wachsenden Bevölkerung begegnete man also nicht durch erhöhte Bautätigkeit, sondern dadurch, daß man enger zusammenrückte bzw. zusammenrücken mußte.

Ein Blick in die Esslinger Presse zeigt, welche Wohnmöglichkeiten sich dem zugezogenen Arbeiter überhaupt boten: In der Weberstraße 22 sind zwei warme Kammern zu vermieten, auch werden zwei Kost-

gänger daselbst angenommen. – Es ist auf Lichtmeß eine Kammer zu vermieten auf dem Marktplatz 6, eine Treppe hoch. – Es ist ein Sofa sowie ein gut möbliertes Zimmer zu vermieten. – Zu vermieten auf Georgii ein freundliches Logis mit Stube, Stubenkammer, Oehrn, Küche und Platz zu Holz bei Dreher Knöll, Weberstraße 13.

Johannes Angele, ehemaliger Kutscher und schließlich unqualifizierter Arbeiter in der Maschinenfabrik Esslingen, zog bei seiner Heirat mit Frau und einem Kind in eine solche «Kammer», die er selbst freilich in seiner Inventur weniger prosaisch als Wohn- und Schlafzimmer bezeichnete.

«Kammern» dieser Art waren in der Regel, wie ein Blick in Esslinger Wohnungsgrundrisse der Zeit zeigt, zwischen 9,5 und 12 qm groß. Auf diesem wahrlich nicht eindrucksvollen Raumangebot drängten sich aber nicht nur, wie die Einrichtung Angeles zeigt, Wohn- und Schlafzimmer, gleichzeitig wurden hier die notwendigen Vorräte gelagert. Angele brachte in seiner «Kammer» folgende Wohnungseinrichtung unter:

Reg. Nr.

8252.

Springer  
Anno 28. Febr. 1859.

Privat

# Beibringens Inventur

Sub

Kamdirekt.  
im Mai 1861.  
die des Real-  
högskolan.

Jacob Svererich Laick Wi-  
mann, Lieutenant in Spitzingau auf dem  
Lietzau und Dargau in der Muffener  
Gebirgsking, geboren den 26. März 1819.  
Joh. de Maria Johann Peter, zum Orden  
militär in Spitzingau auf dem Lietzau  
und seiner P. <sup>von</sup> Hofen

Maria Hilfermine Dorsch, geb.  
Preiser, geboren den 3. April 1822  
Ludwig Antonius Franz Anton Reiser, zum  
Korpswacht, in Gießen, Oberrhein d. Rheinl.

Die Eltern des obigen sind  
hiesig.

Und der P. <sup>von</sup> Hofen und Franz Anton sind  
auch der hiesigen G. <sup>von</sup> Hofen am 15. März  
1859. 2. Kinder am Leben, welche aber hiesig

Nr. 7718.

Das 6te 218.

Möbel:  
 1 Weckeruhr  
 1 Koffer, 1 Kofferle  
 1 Erdöllampe  
 1 Kleiderkasten  
 1 tannerne Kommode  
 1 Bettlade  
 1 Sofa  
 1 alter Tisch  
 2 Sessel

Hausrat:  
 1 Deckelglas  
 1 großer Spiegel  
 3 Porträts  
 ca. 1½ Eimer Most  
 1 Restchen Brennholz  
 einige Teller und Löffel

Es fällt schwer, sich vorzustellen, wie Angele diese Einrichtungsgegenstände in seiner «Wohnung» so unterbrachte, daß für ihn, seine Frau und sein Kind überhaupt noch Bewegungsspielraum blieb. Auffallend ist aber vor allem, daß zwar sämtliches Küchen- und Hausgerät fehlte, dafür aber mit Sofa, 2 Sesseln, einem großen Spiegel, drei Porträts und einem alten Tisch eine «Wohnzimmer-Illusion» aufgebaut wurde. In diese «Wohnzimmer»-Möbel wurde mehr Geld investiert als in ausreichende Schlaf- und Sitzgelegenheiten: 1 Bett und 2 Sessel für drei Personen, darunter ein Kind von weniger als 2 Jahren. Es kann nicht verwundern, daß von Außenstehenden oft der Vorwurf des «Luxus» gerade gegenüber den schlechtverdienenden sogen. «Fabrikarbeitern» erhoben wurde, ein Vorwurf, der um so berechtigter erscheint, wenn wir feststellen, daß Angele nicht nur unverhältnismäßig viel Geld in sein «Wohnzimmer» investierte, sondern außerdem noch, zusammen mit seiner Frau, über Schmuck im Werte von 44,- Mark verfügte. Das waren immerhin 6,3 Prozent des Jahresdurchschnittsgehaltes eines Arbeiters der Maschinenfabrik Mitte der sechziger Jahre.

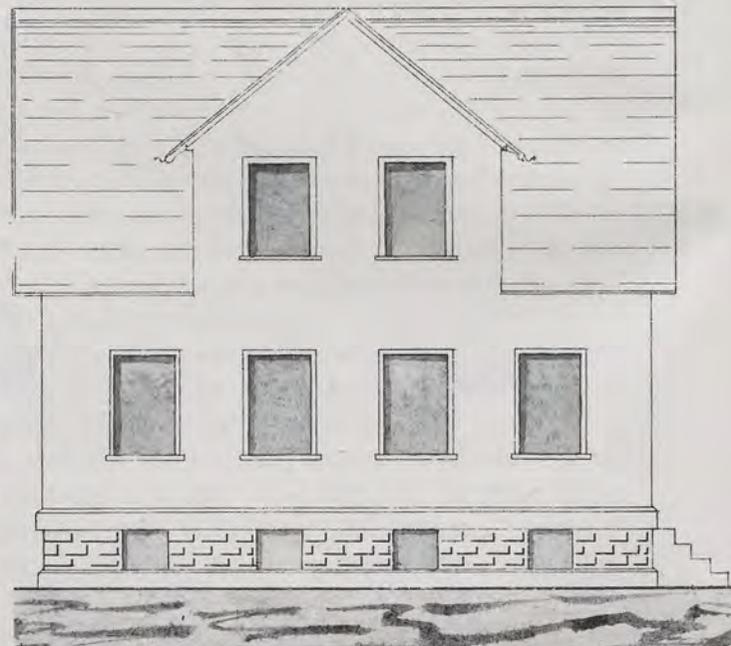
Das gesamte Hab und Gut von Angele bestand zu 50 Prozent aus Kleidern, Wäsche und Schmuck, der Rest wurde zum größten Teil in der «Wohnzeimereinrichtung» angelegt, nur ein verschwindender Bruchteil in die auch bei Angele nicht neu gekauften Gegenstände des täglichen Bedarfs.

Angele stand damit nicht allein. Für ihn galt, was auf zwei Drittel seiner unqualifizierten Arbeitskollegen zutraf: das meiste in den Jahren vor der Heirat mühsam angesparte Geld ging mit dem Kauf von Kleidern, Wäsche und Schmuck drauf, der Rest wurde eher für die «überflüssigen» Posten der Wohnungseinrichtung als für die praktischen Alltagsbedürfnisse ausgegeben. Es zeugt dennoch bestenfalls von der Fantasielosigkeit der Zeitgenossen, wenn dies als Luxus gebrandmarkt wurde. Unqualifizierte Arbeiter, die zudem noch zur Untermiete wohnten, waren in doppelter Weise krisenanfällig. Kam der Betrieb, in dem sie arbeiteten, in wirtschaftliche

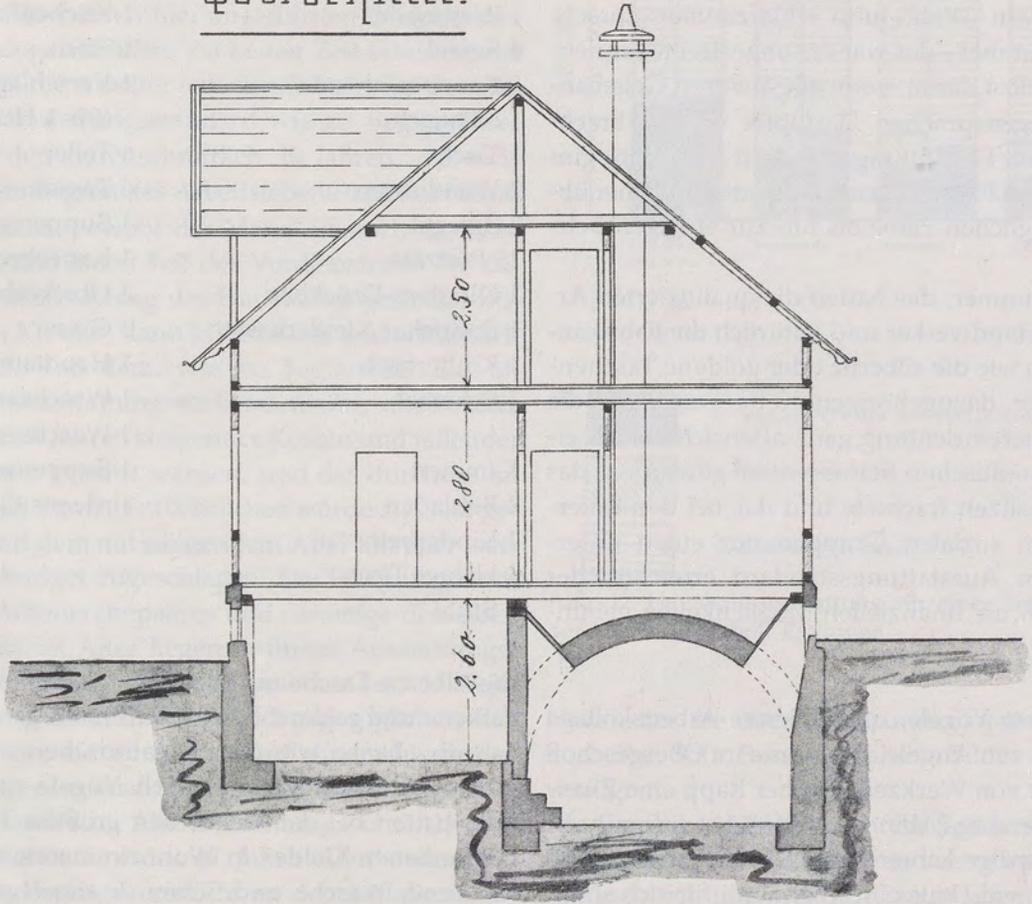
Schwierigkeiten, wurden sie als erste entlassen. Dann waren zwar die Mieten billig, aber was nützte das schon ohne Arbeitsplatz? Ging es mit dem Betrieb wieder aufwärts, dann stiegen auch die Mieten wieder, weil viele Arbeiter neu in die Stadt hereinkamen, und die Gefahr wuchs, nun zwar einen Arbeitsplatz zu haben, aber die Wohnung nicht mehr bezahlen zu können. Also legte man sein Geld in den Gegenständen an, die sich am leichtesten mitnehmen ließen: in Kleidern, Schmuck und Wäsche. Der Schmuck hatte zudem den Vorteil, daß er sich in Notzeiten im Pfandleihhaus in bare Münze umwandeln ließ. Und davon wurde lebhafter Gebrauch gemacht. Notzeiten, das war jede länger dauernde Krankheit, vor allem aber die lange Lebensspanne, in der das Einkommen wegen sinkender Leistungsfähigkeit immer geringer wurde, und das oft schon dann, wenn die Familie noch wuchs, die Kinder noch klein waren – und Geld kosteten, anstatt es zu verdienen. Schmuck, Kleider und Bettwäsche trug man dann ins Pfandhaus. Zwei Dinge allerdings versuchten die Arbeiter solange wie irgend möglich zu behalten: die silberne Taschenuhr und das «Wohnzimmer», also Sofa, Sessel, Spiegel und Porträts. Wie wichtig diese «Wohnzeimereinrichtung» – die Wohnzeimereiillusion – war, zeigt schon die Tatsache, daß die Inventurbehörde Angeles

Abb. 11: Die zeitgenössische Bauaufnahme eines typischen Esslinger Arbeiterhauses veranschaulicht die Wohn- und Lebensbedingungen der Arbeiterfamilien vor hundert Jahren.

## Ansicht.

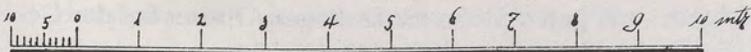
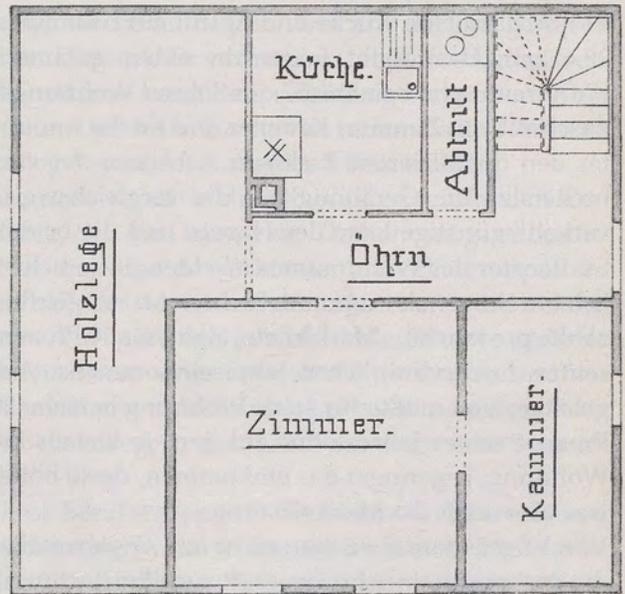
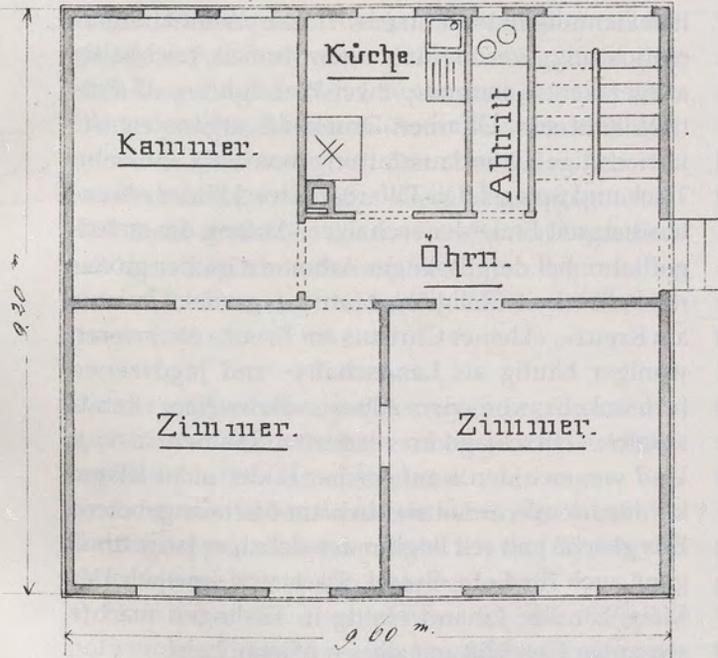


Querschnitt.



Parterrestock.

Dachstock.



M: 1:100

*Prof. Hoff & Fischer*

Wohnung schlicht als Kammer bezeichnete, er selbst aber von «Wohn- und Schlafzimmer» sprach. Ein Wohnzimmer – das war das angestrebte Einrichtungsziel selbst dann, wenn alle äußeren Gegebenheiten dagegensprachen. Die Opfer, die man brachte, um diesen Einrichtungsstandard zu halten, gingen in einigen Fällen bis zum Verkauf sämtlicher übrigen beweglichen Habe bis hin zur einzigen Bettdecke.

Ein Wohnzimmer, das hatten die qualifizierten Arbeiter, die Handwerker und natürlich die Fabrikanten. Ebenso wie die silberne oder goldene Taschenuhr mit der dazugehörigen Kette war auch die Wohnzimmereinrichtung ganz offensichtlich zu einem innerstädtischen Statussymbol geworden, das jeder zu besitzen trachtete und das bei den unterschiedlichen sozialen Gruppen nur einen unterschiedlichen Ausstattungsstandard erreichte, der natürlich an die finanziellen Möglichkeiten gebunden war.

Johann Ernst Vögele, qualifizierter Arbeitskollege (Schreiner) von Angele, bewohnte im Obergeschoß des Hauses von Werkzeugmacher Rapp eine Zweizimmerwohnung (Abb. 11) – zunächst nur mit seiner Frau, später kamen zwei Kinder hinzu. Rapp hatte in seinem Haus eine Wohnung für sich selbst und eine zum Vermieten gebaut. Die Wohnung Vögeles im Dachgeschoß war – gemessen an der seines Arbeitskollegen Angele – geradezu geräumig. Ein Wohnraum mit zwei Fenstern, eine Kammer von 11 qm, dazu Flur, Küche und Abtritt mit zusammen 25,6 qm, das ergibt immerhin einen gesamten Wohnraum von beinahe 57 qm. Dieser Wohnungszuschnitt von Zimmer, Kammer und Küche war unter den qualifizierten Esslinger Arbeitern der verbreitetste. Die Geräumigkeit, die vergleichsweise verkehrsgünstige Lage des Hauses und die beiden Südfenster des Wohnraumes machten diese sicherlich attraktiver als viele andere ihrer Art. Vögele bezahlte pro Jahr 80,- Mark Miete, also etwa 10 Prozent seines durchschnittlichen Jahreseinkommens. Angele dagegen mußte für seine Wohnung beinahe 20 Prozent seines Jahreslohns anlegen. Je kleiner die Wohnung, je geringer das Einkommen, desto höher war also auch die Mietbelastung.

Von Vögele haben wir nun nicht nur Angaben über die Wohnungseinrichtung, es ist auch die Rechnung des Malers erhalten, der seine Wohnung renovierte. Das Wohnzimmer (mit dieser Bezeichnung taucht es auch in der Rechnung auf) war weiß gestrichen. Die «Nebenkammer» grün, Küche und Abtritt blau, der Flur weiß. Die Wohnungseinrichtung sah folgendermaßen aus:

Wohnzimmer:

- 1 Kommode
- 4 Sessel
- 1 Kanapee
- 1 Nähtisch
- 1 Tisch
- 2 Wanduhren
- 2 Spiegel
- 15 Porträts
- 1 Ölfarben-Druckbild
- 1 doppelter Kleiderkasten
- 1 Kindertisch
- 1 Schemel

Kammer:

- 2 Bettladen
- 1 Kinderbett
- 1 kleiner Tisch
- 1 Stuhl

Küche:

- 1 Küchencasten
- 1 Tisch
- 1 Verschlag  
(für 1 Huhn)
- 6 Teller
- 6 Tassen
- 1 Suppenschüssel
- 1 Kaffeebrett
- 2 Obstkörble
- 2 Gläser
- 1 Handlaterne
- 1 Waschzaine
- 1 Waschseil
- 1 Suppenseiher
- «irdenes Geschirr»

Die silberne Taschenuhr, zwei Ringe, Brosche, Granatkette und *goldener Bouton* der Frau ergänzten die Fahrnis ebenso wie die obligatorischen zwei Gesang- und Gebetbücher. Auch Vögele und seine Frau hatten bei der Heirat den größten Teil ihres vorhandenen Geldes in Wohnzimmereinrichtung, Kleidung, Wäsche und Schmuck angelegt. Seiner höheren Qualifikation und dem höheren Einkommen entsprechend waren aber auch Küche und Kammer noch ausreichend bestückt, wenn auch hier wieder die Zahl der Betten nicht der Zahl der Familienmitglieder entsprach. Die Wohnzimmereinrichtung war dafür ungewöhnlich reichhaltig ausgefallen: Kommode, zwei Wanduhren, 15 Porträts und ein Ölfarben-Druckbild ergänzten die notwendige Grundausrüstung von Sofa, Sesseln, Tisch und Spiegel. Die Ölfarben-Druckbilder erfreuten sich seit Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre bei den Esslinger Arbeitern immer größerer Beliebtheit. Religiöse Motive («großer Christus am Kreuz», «kleiner Christus am Kreuz» etc.) waren weniger häufig als Landschafts- und Jagdszenen («Heimkehr von der Alpe», «Schweizer Landschaft», «Hirschjagd im verzierten Rahmen» usw.). Und wer sich den Kauf solcher Bilder nicht leisten konnte, dem wurden sie auch zur Miete angeboten. Das gleiche galt seit Beginn der siebziger Jahre übrigens auch für Sofa, Sessel, Tisch und Spiegel. Der Möbeldändler Johann Hettig in Esslingen machte ein gutes Geschäft mit diesen Mietmöbeln.

Es zeigt dies nur einmal mehr, wie wichtig das «Wohnzimmer», die gute Stube bzw. die Illusion einer guten Stube für Esslinger Arbeiter bei der Gestaltung ihrer Wohnungseinrichtung waren. Eines

darf dabei allerdings nicht aus dem Auge verloren werden: Die beiden hier angeführten Beispiele betreffen junge Familien. Zu keiner Zeit ihres Lebens erreichten die Arbeiter jemals wieder einen derartig hohen Ausstattungsstandard wie zu Beginn ihrer Ehe. In den durchschnittlich 10 Jahren, die zwischen dem Beginn des Arbeitslebens und der Heirat lagen, hatten sowohl der Mann als auch die Frau verdient und einen Teil des Verdienstes in die zukünftige Ausstattung des Haushaltes gesteckt. Zunächst in Kleider, dann in Schmuck und schließlich in Möbel. Von dem, was zu Beginn der Ehe an Haushaltsausstattung vorhanden war, mußte aber dann in den Jahren steigender Kosten und fallender Einnahmen gezehrt werden, und das durchaus im wörtlichen Sinne. Entbehrliches wurde zu Geld gemacht und dem mit steigendem Alter knapper werdenden Budget zugeschlagen. Die Wohnung eines jungen Arbeiterhepaares und diejenige desselben Ehepaares im Alter liegen in ihrem Ausstattungsstandard mindestens soweit auseinander wie diejenigen Angeles und Vögeles, dagegen glichen sich im Alter die zunächst so scharf unterschiedlichen Wohnungen unqualifizierter und qualifizierter Arbeiter einander an. Altersverarmung – und Alter begann bei Arbeitern des 19. Jahrhunderts oft schon mit Ende Dreißig – gehörte zu den auffallendsten «kollektiven Erfahrungen» der Arbeiterschaft, und sie wirkte sich besonders schmerzlich im Ausstattungsstandard der Wohnungen aus. Vor diesem Hintergrund einer im Laufe des Lebens ständig sinkenden Wohnqualität wirkt das Festhalten an den einzigen «Paradestücken» der Wohnung, die zudem noch ursprünglich den Löwenanteil des gesparten Geldes geschluckt hatten (Sofa, Sessel und Bilder), nur noch verständlicher. Der Anteil der Arbeiterhaushalte, die zwar über diese «Luxusgegenstände», nicht aber über die notwendigsten Zutaten des alltäglichen Bedarfs verfügten, lag bei allen alten Arbeitern noch erheblich höher als bei den jungen.

Um die am Einzelbeispiel gezeigten Ergebnisse nun auch für die Gesamtheit aller untersuchten Arbeiterfamilien deutlich zu machen und sie in engere Verbindung zur Lebensverdienstkurve der einzelnen Berufsgruppen zu setzen, habe ich drei Typen von Haushaltsausstattungen unterschieden:

- 1) Haushalte, die über weniger als die dringend notwendige Grundausrüstung verfügten, also über weniger Stühle, Tische, Betten und Küchengeräte, als für die Personenzahl notwendig gewesen wäre.
- 2) Haushalte mit Grundausrüstung
- 3) Haushalte mit Luxus-Ausrüstung. Das sind

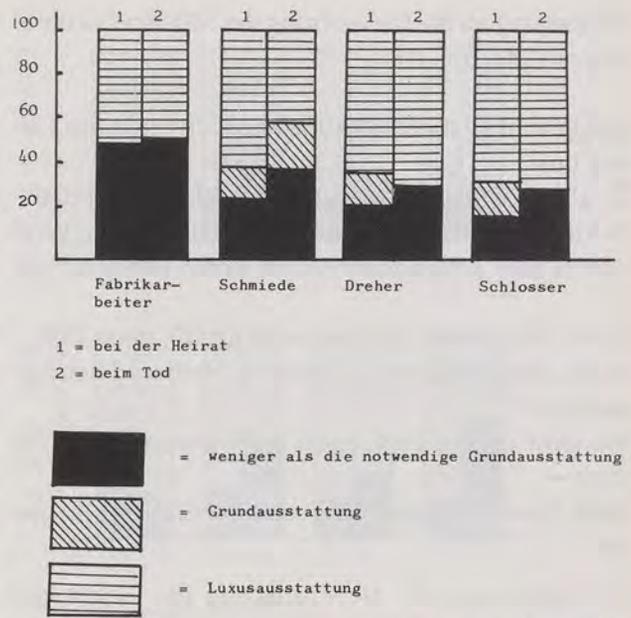


Abb. 12: Haushaltsausstattung einzelner Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen

Haushalte, die über die Grundausrüstung hinaus noch über Sofa, Sessel, gerahmte Bilder und Bücher verfügten.

Die Graphik (Abb. 12) macht die Sonderstellung der Dreher und Schlosser auch in bezug auf die Wohnungseinrichtung deutlich, zeigt aber außerdem, welche einschneidenden Folgen die Kürze der Hochverdienstphase für die Gruppe der Schmiede hatte. Wesentlich mehr Schmiede hatten am Ende ihres Lebens nicht einmal mehr die Grundausrüstung, als das zu Beginn ihrer Ehe der Fall gewesen war. Dies erklärt sich daraus, daß ihre Lebensverdienstkurve besonders ungünstig verlief (vgl. Abb. 10) und sie deshalb sehr viel früher als ihre Arbeitskollegen von der Substanz leben mußten.

Dagegen verstärkt die Graphik endgültig den Eindruck, daß die Gruppe der Dreher und ganz besonders diejenige der Schlosser als «Elitegruppe» innerhalb der Arbeiterschaft angesehen werden können. Ihre günstige Lebensverdienstkurve sicherte ihnen einen vergleichsweise angenehmen und vor allem länger andauernden Lebensstandard als ihren Arbeitskollegen, den Fabrikarbeitern und Schmieden.

Diese Berufsgruppen (Schlosser und Dreher) waren es dann auch, die in besonders hohem Maße (von der Firmenleitung übrigens kräftig unterstützt) die Vorteile des Fabrikarbeiterlebens in leuchtenden Farben malten, wofür das folgende Gedicht des Maschinenfabrik-Schlossers Jakob Vogel aus dem Jahre 1860 als Beispiel angeführt werden soll. (Ich gebe das 20-Strophen-Gedicht hier nur in einem Ausschnitt wieder.)

Erinnerung an die Einweihung der 500sten Lokomotive am 23. Juni 1860

Der Frühling ist entschwunden, doch nicht des Liedes Lust.

Es übt geheimen Zauber in jeder Menschenbrust.  
Es klingt hervor im Liede, es klingt im ernsten Wort  
Durch aller Zeiten Wechsel im Volke fort und fort.

Doch nicht allein im Liede erblüht die neue Zeit,  
Nein, auch in Kunst und Wissen, Fleiß und Betrieb-  
samkeit  
Sie geht in Erz und Eisen hellklirrend durch die  
Welt,  
Und Feuer, Luft und Wasser sind dienend ihr ge-  
sell.

Die Schwungkraft, die so mächtig die Gegenwart  
umfängt

Und unaufhaltsam vorwärts in neue Bahnen drängt,  
Die Wirkung, Form und Wesen der Dinge kennt und  
nützt

Die Theorie und Praxis gar lehrreich unterstützt,

Sagt an, soll ich sie nennen? gewiß, ihr kennet sie  
Die reiche Friedenstochter, die blühn'de Industrie.  
Sie herrscht durch Kunst und Wissen entgegen je-  
der Zunft

Als Königin der Arbeit im Reiche der Vernunft.

Wer ihr sich gibt zu eigen, wer ihrem Dienst sich  
weiht,

Wer mutig und beharrlich kämpft in gewagtem  
Streit

dem reicht in goldner Schale den Freudenwein sie  
dar,

Der ist ihr hoch willkommen als Führer ihrer Schar!

Nun, wer den Sinn der Worte nicht richtig hat erfaßt  
Zu uns'res Fests Verständnis, den laden wir zu  
Gast.

Beim Rheinwein und Tokayer erzählen wir dann  
froh,

Westhalb wir heute leben in *dulci júbilo!*

Seht die Lokomotive, geschmückt mit Laub und  
Kranz  
und schönen Sängerfahnen, sie führt in Licht und  
Glanz

Den Namen Emil Kessler, des Gründers der Fabrik  
Zu Esslingen am Neckar, – fürwahr ein Meister-  
stück!!

Wohl glänzen andre Namen nicht minder ehrenvoll  
Und freudig wird auch ihnen der Achtung reicher  
Zoll

Doch einer muß vor allen voran dem Zuge gehn,  
Indes die andern mutig zu seiner Fahne stehn.

Wohlan denn, Festgenossen, erhebet euch zumal,  
Mit lauten Donnerstimmen tön's über Berg und Tal:  
Hoch leb Emil von Kessler, sein Haus, sein Ruhm  
und Glück

In stets verjüngtem Glanze die Esslinger Fabrik!!

Die krassen Gegensätze, die zwischen den einzel-  
nen Arbeitergruppen in der Fabrik bestanden, kön-  
nen wohl kaum deutlicher werden als aus der Ge-  
genüberstellung dieses Gedichtes, das ein Arbeiter-  
leben «*in dulci júbilo*» beschreibt, und dem gleich-  
zeitigen Brief eines angelernten Arbeiters der Ma-  
schinenfabrik, der der Esslinger Stadtverwaltung  
seine Lage schilderte: *Also meine Familie soll darben, ich selbst soll angestrengt arbeiten, um meine Familie darben zu sehen, ich selbst soll mich zum Siechen herabstimmen sehen, weil mir die nötigsten Mittel, meine Kräfte zu erhalten, entzogen werden. Ich glaube nicht, daß es zuviel gesagt ist, das sind Zeiten des Femgerichts, wenn auch große Herren und Fabrikanten sagen: Es tut diesen Leuten nicht wehe, so sage ich aus Überzeugung, daß es sehr wehe tut, und jener Herr soll einmal seine Arbeiter liebevoll fragen, ob sie nicht wehe tun, ob sie nicht mit ja antworten. Ich glaube aber nicht, daß es nötig ist zu fragen, denn man kann diesen Männern, Familienvätern meiner Art, die für ihre Familie wirklich Sorge tragen, vom Gesicht ablesen, wie sie daran sind, wie sie vom kräftigsten Mann auf einmal zum Siechen herabsinken. Möchten Sie, geehrte Herren, einmal in einen Familienkreis wie den meinen treten und sich überzeugen, wie man da lebt, bis der, wie genannt schöne Verdienst aufgeht, oder wollen Sie vielleicht gütigst nur einmal probieren, die Haushaltung besser zu führen als ich, so überlasse ich Ihnen meinen ganzen Verdienst und das Erübrigte soll zur Verfügung sein. Glauben Sie sicher, meine Herren, daß es keine Kleinigkeit ist, einem Mann, der seinem erlernten Geschäft gewachsen ist, Arbeiter in einer Fabrik zu sein.*

Der Verfasser dieses Briefes, der angelernte, ehema-  
lige Zimmermann Johann Friedrich Wagner, und  
der Schlosser Jakob Vogel waren nicht nur beide Ar-  
beiter, sie arbeiteten in der gleichen Stadt, in der  
gleichen Fabrik und innerhalb dieser Fabrik wie-  
derum in der gleichen Werkstatt. Sie selbst jeden-  
falls haben ihre Situation durchaus unterschiedlich  
gesehen und erlebt. Von nicht betroffenen Zeitge-  
nossen wurden sie dennoch in eine gemeinsame Ka-  
tegorie gepreßt, in die Kategorie «Fabrikarbeiter». Die von Jakob Vogel so eindrucksvoll gepriesene Existenz «*in dulci júbilo*» fand dann aber auch für diese bevorzugten Arbeitergruppen ein recht jähes und – wie sich zeigen wird – endgültiges Ende Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts. Von diesem Zeitpunkt an geriet die Maschinenfabrik Esslingen in eine mehr oder weniger kontinuierliche Krise, auf

die ich hier im einzelnen nicht eingehen kann. Die Folge davon war aber, daß man die Arbeiterrekrutierung und – damit zusammenhängend – auch ihre Ausbildung einschneidenden Veränderungen unterwarf. Im Zuge der Rationalisierung des Gesamtbetriebes (deutlich an einem Ausbau der Verwaltung bis hin zu den einzelnen Werkstätten) wurden individuelle Ausbildungsmuster und Lohnabsprachen, wie sie bisher zwischen Arbeitern und Werkmeistern bestanden, abgelöst zugunsten einer reglementierten Lehrlingsausbildung. Der Ablauf der Lehrlingsausbildung richtete sich dabei nicht mehr, wie in den vergangenen Jahrzehnten, nach dem traditionellen Muster handwerklicher Ausbildung, sondern vielmehr ausschließlich nach den branchenspezifischen Bedürfnissen der Industrie. Damit wurde der Firmeneintritt solcher Arbeiter, die nicht in der Fabrik ausgebildet waren, erschwert. Diese Veränderung der Ausbildungs- und Rekrutierungspraxis hatte aber zwei voneinander nicht ganz unabhängige Folgen. Die erste und augenfälligste war eine drastische Veränderung der Altersstruktur des gesamten Werkes: Die Graphik (Abb. 13) zeigt

Abb. 13: Altersstruktur in der Maschinenfabrik Esslingen 1883–1914

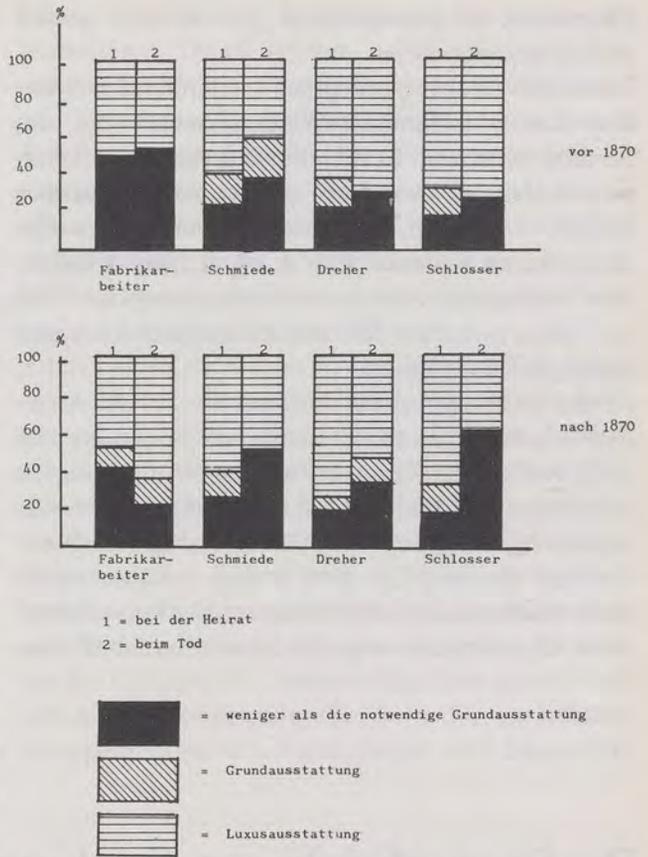
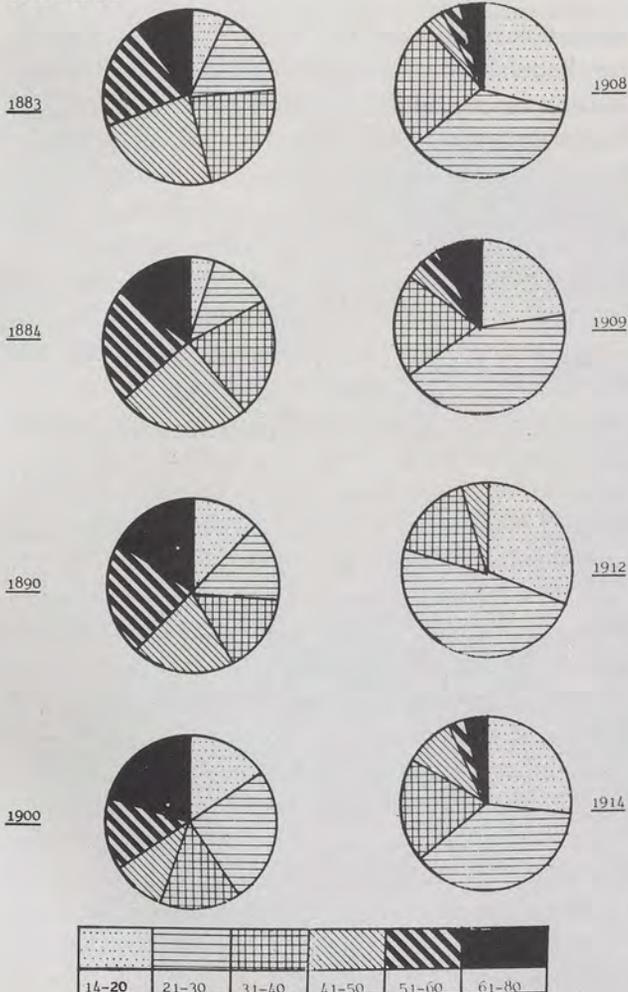


Abb. 14: Haushaltsausstattung einzelner Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen vor und nach 1870

die starke Zunahme der 14 bis 30jährigen gleichzeitig mit der – vor 1914 kontinuierlichen – Abnahme der über 40jährigen. Parallel dazu erhöhte sich, entgegen den Erwartungen, die die Firmenleitung in die Einführung der firmeneigenen Lehrlingsausbildung gesetzt hatte, die Fluktuationsrate der Arbeiter drastisch. Während die Arbeiter noch Ende der 70er Jahre im Durchschnitt 2½ Jahre in der Fabrik blieben, lag die durchschnittliche Firmenzugehörigkeit in den Jahren 1912 bis 1914 unter 6 Monaten. Aber nicht nur die Fluktuation und Altersstruktur pendelten sich auf ein niedriges Niveau ein, die Möglichkeit zu kontinuierlichem Akkordverdienst wurde durch die sich ständig verschlechternde Auftragslage der Firma stark eingeschränkt, die Lebensverdienstkurven der einzelnen Berufsgruppen mußten sich als Folge davon deutlich einander angleichen, und zwar auf einem niedrigeren Niveau. Die Auswirkungen dieser Entwicklung werden auf dem Diagramm deutlich (Abb. 14), auf dem ich noch einmal die Haushaltsausstattung der Arbeiter bei der Heirat und beim Tod einander gegenübergestellt habe, diesmal für zwei Zeiträume, einmal für die Zeit vor 1870 und dann für die Zeit nach 1870, die Krisenzeit. Die Altersverarmung in den Gruppen der Schmiede, Dreher und vor allem der Schlosser nahm zu. Insgesamt glichen sich das Start- und das

Endniveau im Lebensablauf der Arbeiter immer stärker aneinander an.

Dieser Nivellierung entsprach ein sinkendes Ansehen der Maschinenfabrikarbeiterschaft bei der Stadtbevölkerung. Es bildeten sich nicht nur Arbeiterwohnhäuser, sondern ganze Arbeiterstraßen heraus, d. h. dort, wo Arbeiter wohnten, wollte sonst keiner wohnen. Die Ausgrenzung spiegelte sich auch noch wider in einer abnehmenden Zahl von Ehen zwischen Maschinenfabrikarbeitern und Esslinger Bürgerinnen.

All das heißt aber nichts anderes, als daß das Ansehen des Betriebes Maschinenfabrik Esslingen, der noch Anfang der 70er Jahre als der Stolz Esslingens bezeichnet worden war, bis zur Jahrhundertwende rapide abgefallen sein muß. Und so ist es kein Wunder, daß die am 24. 9. 1904 in dem sozialdemokratisch bestimmten Schwäbischen Merkur erschienene Charakterisierung der Maschinenfabrik Ess-

lingen dem Gedicht des Schlossers Vogel aus dem Jahre 1860 direkt widerspricht. Es heißt dort: *Was nun die Tätigkeit des Herrn Oberbaurates Groß als oberster Leiter der Maschinenfabrik anbetrifft, so wird es wohl wenige Arbeiter geben, welche dieselbe als segensreich bezeichnen, denn notorisch ist die Rückständigkeit der technischen Einrichtungen dieses Etablissements. Die Mangelhaftigkeit wird ausgeglichen durch äußerste Ausbeutung der Arbeiter, und die Folge ist jetzt der Mangel an geeigneten Arbeitskräften.*

Es ist bemerkenswert, daß der hier vorgetragenen sozialen Nivellierung der Esslinger Maschinenfabrikarbeiterschaft nach 1870 eine zunehmende Bereitschaft entsprach, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Am deutlichsten nahm diese Protest- und Organisationsbereitschaft genau in den Gruppen zu, die am meisten zu verlieren oder Ende des Jahrhunderts schon verloren hatten: in den Gruppen der Schlosser, Dreher und Schmiede.

## Die Saurierfunde von Kupferzell

Rupert Wild

Württemberg hat nicht nur eine berühmte historische Vergangenheit, sondern auch eine lebendige Erdgeschichte, die einzigartige Dokumente vorzeitlichen Lebens hinterlassen hat. Diese paläontologischen Funde haben Württemberg weltweit einen hervorragenden Ruf eingebracht. Württemberg gilt als «klassisches Saurierland», wie es der bekannte Tübinger Wirbeltierpaläontologe Friedrich von Huene einmal genannt hat. Hier sind auf engstem Raum in unterschiedlich alten Ablagerungen Saurierfunde gemacht worden, die auf der Erde einzigartig sind. Erinnerung sei an den Crailsheimer Muschelkalk mit seinen Meeressauriern, an die weltberühmten Urlurche und Saurier aus den Keuperschichten Stuttgarts und des Stromberges, an die Dinosaurierfundstelle des mittleren Keupers von Trossingen und an das Fundgebiet Holzmaden mit seinen unvergleichlichen Ichthyosauriern, Plesiosauriern, Krokodilen, Flugsauriern und neuerdings auch Brückenechsen. Im Frühjahr 1977 kam eine weitere Saurierfundstelle aus der Triaszeit hinzu: Kupferzell im Hohenlohischen.

Ihre Entdeckung ist dem Eisenbahner und Hobbypaläontologen J. G. Wegele aus Waldenburg zu verdanken. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, den Autobahnbau Heilbronn–Nürnberg auf Fossilfunde hin zu überwachen. Anfang März 1977 wurde Wegele fündig. In einem etwa sechs Meter tiefen Ge-

ländeinschnitt nahe des kleinen Dorfes Kupferzell-Bauersbach stieß er auf fossile Knochen im Bauaushub für die seitlichen Entwässerungsgräben der Autobahntrasse. Über den ehrenamtlichen Mitarbeiter des Naturkundemuseums Stuttgart, R. Mundlos aus Bad Friedrichshall, meldete er seine Entdeckung an die nach dem baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz zuständige Stelle, das Staatliche Museum für Naturkunde Stuttgart. Mit Unterstützung des Autobahnamtes Heilbronn, der Baufirma Stumpp (Stuttgart) und vom Landratsamt des Hohenlohekreises in Künzelsau begann Mitte März eine Grabung in der bereits nahezu fertiggestellten Trasse. Sie fand größtes Interesse und tatkräftige Hilfe seitens der Hohenloher Bevölkerung und des Bürgermeisteramtes Kupferzell. Über die fast drei Monate dauernde Grabung berichteten Presse, Rundfunk und Fernsehen, auch auf übernationaler Ebene. Württembergs Bedeutung als «klassisches Saurierland» erfuhr hierdurch erneut eine Bestätigung.

Die Fundstelle Kupferzell liegt im Unteren Keuper oder Lettenkeuper, einer Schichtfolge von Mergeln, Tonen, Sandsteinen und Dolomiten. Sie bilden die fruchtbare Hohenloher Ebene. Der Lettenkeuper entstand im Übergangsbereich zwischen Festland und dem sich aus Mitteleuropa nach Norden zurückziehenden Muschelkalkmeer vor etwa 205 bis

200 Millionen Jahren. Stratigraphisch gehört die Kupferzeller Fundstelle in den oberen Lettenkeuper. Sie liegt in den nach ihrer Färbung so benannten «grauen Mergeln». Die Fundschicht ist eine zehn bis dreißig Zentimeter dicke, grüne bis gelbe Mergelschicht. Sie ist im allgemeinen selten aufgeschlossen, da sie wirtschaftlich völlig unbedeutend ist. Beim Autobahnbau war sie jedoch an verschiedenen Einschnitten freigelegt, doch nirgends enthielt sie Knochen und Zähne von Sauriern und Fischen derart massiert und zudem noch so hervorragend konserviert wie in Kupferzell. Der unvorstellbare Fossilreichtum, die ausgezeichnete Erhaltung des Knochenmaterials, die große Seltenheit der zutage geförderten Funde und schließlich die Einzigartigkeit dieser Fossilagerstätte stempeln Kupferzell zu einer der bedeutendsten Fundstellen aus der Mittel-/Obertriaszeit auf der Erde.

Von den Saurierfunden einmal abgesehen, kamen bei der Grabung (Abb. 1) auffallenderweise nur wenige Fossilien von anderen Tiergruppen zum Vorschein. So fanden sich einige auf Brackwasserver-

hältnisse deutende Muscheln. Andere Reste von wirbellosen Tieren fehlten vollständig, mit Ausnahme der kleinen Muschelkrebse, der sogenannten Ostracoden. Sie zählen zu den Mikrofossilien. In den Schlammproben des Mergelgesteins treten sie außerordentlich zahlreich auf. Sie zeigen ein brackisches, nach oben zunehmend marin beeinflusstes Milieu während der Entstehung der Fossilischiicht an. Die wissenschaftliche Auswertung der Ostracoden ist noch nicht abgeschlossen.

Auch Fischreste waren in der Kupferzeller Fauna nicht häufig anzutreffen. Infolge starker Wasserbewegung während der Ablagerung der Mergelschicht kamen keine vollständigen Skelette zur Einbettung, sondern nur Zähne, Schuppen, Schädelknochen und Flossenstrahlen. Diese Einzelfunde lassen sich den Schmelzschuppenfischen *Serrolepis* und *Gyrolepis*, einem größeren, mit den Stören verwandten Fisch, noch unbekanntem Quastenflossern aus der Gruppe der Coelacanthiformes und schließlich den Lungenfischen zuordnen. Die zu letzterer Gruppe gehörenden Funde setzen sich hauptsäch-

Abb. 1: An der Autobahnbaustelle bei Kupferzell im Frühjahr 1977: Die Fossilischiicht wird abgegraben.

(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: H. Lumpe, Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart; Zeichnungen: M. Wild, Kulmbach)



lich aus Zahnplatten und Schädelknochen von drei Arten von *Ceratodus* zusammen. Die eine Art, *Ceratodus serratus*, ist durch Riesenformen mit über zwei Metern Länge belegt, wie sie bislang kaum bekannt waren. Ein den *Ceratodus*-Arten sehr ähnlicher Lungenfisch, *Neoceratodus*, kommt heute noch in einigen Flüssen von Queensland in Nordaustralien vor.

Von besonderer Bedeutung für die Paläontologie sind die Saurierfunde. Einige von ihnen sind zugleich attraktive Schauobjekte, wie man sie aus jener Zeit sonst kaum kennt. Unter dem bekannten Begriff Saurier faßt man in der Paläontologie die fossilen Amphibien und Reptilien zusammen, obwohl dies nicht ganz richtig ist. Denn das griechische Wort «sauros» bedeutet Echse. Die Amphibien sind also keine Saurier im eigentlichen Sinne, auch wenn ihr wissenschaftlicher Name meist auf «-saurus» endet (zum Beispiel der Urlurch *Mastodonsaurus*). Dennoch seien sie unter der Bezeichnung Saurier mit aufgeführt.

Eine der großen Überraschungen der Kupferzeller Grabung war der unglaubliche Reichtum an Skelettresten einer sonst außerordentlich seltenen Amphibiengruppe, der Plagiosaurier. Man kannte bislang nur wenige Knochenfunde aus dem Muschelkalk und Keuper Württembergs und zwei unvollständige Skelettreste aus der oberen Trias von Schweden. In Kupferzell kamen gleich mehrere vollständige Skelette zum Vorschein (Abb. 2). Sie zeigen, daß die Tiere der Gattung *Plagiosternum* zeitlebens äußere



Abb. 3: Schädel des Urlurches *Mastodonsaurus*

der Geschlechtsreife, Neotenie. Die neotenischen Plagiosaurier waren gepanzert. Auch diese Erscheinung ist bei den sonst nackthäutigen Amphibien sehr ungewöhnlich. Der Panzer besteht aus zahllosen auf der Körperober- und -unterseite sehr unterschiedlich geformten kleinen Hautknochenplatten. Sie weisen eine warzige Oberfläche auf (Abb. 2). Die Panzerplättchen überlagern sich und sind so untereinander beweglich. Selbst die kleinen, mit Schwimmhäuten ausgestatteten Gliedmaßen waren gepanzert. Nur der Ruderschwanz scheint unbewehrt gewesen zu sein. Durch seitliches Schlagen erzeugte er den Vortrieb, ähnlich wie man dies bei den Kaulquappen beobachten kann. Die Konzentrierung von Skelettresten dieser Plagiosaurier in Kupferzell wird durch Massentod infolge periodisch austrocknender Feuchtbiotope und spätere Zusammenschwem-

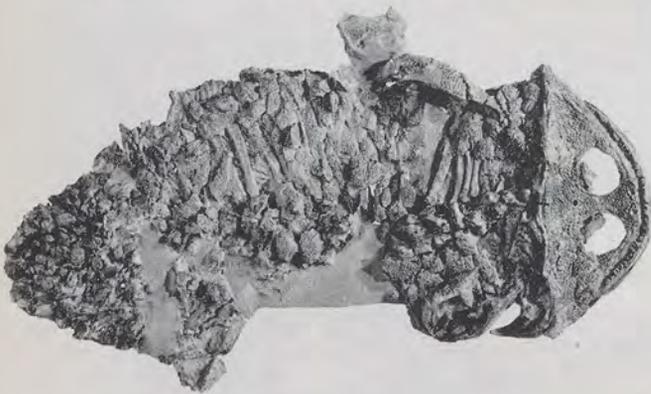


Abb. 2: Skelett des gepanzerten Urlurches *Plagiosternum*

Kiemen ausgebildet hatten. Sie konnten also das Wasser nicht mehr verlassen und sich vermutlich auch nicht zu lungenatmenden, außerhalb des Wassers lebenden Amphibien umwandeln, wie man das von fast allen heutigen Lurchtieren kennt. Sie waren auf der Entwicklungsstufe der Kaulquappen «stehengeblieben». Man nennt diesen Zustand, das Verweilen auf dem Larvenstadium bei Erlangung

Abb. 4: Rechter Unterkieferast von *Mastodonsaurus* von der Außenseite



mung ihrer Leichen erklärt. Für diese Annahme sprechen einerseits fossil erhaltene Trockenrisse im Mergel, andererseits die «nesterförmige» Anreicherung der Knochen. Etwa 60% der gesamten Fauna bestehen aus Resten der Plagiosaurier!

Neben den Plagiosauriern waren die Funde der riesigen Urlurche *Mastodonsaurus* schon seltener. Dennoch hatten wir das Glück, am letzten Grabungstag Anfang Juni 1977 ein in seine Einzelknochen aufgelöstes, jedoch noch in erkennbarem Zusammenhang befindliches Skelett eines Riesenexemplares bergen zu können. Allein der Schädel, der leider auch etwas zerfallen ist, dürfte eine Länge von etwa 1,40 Metern erreichen. *Mastodonsaurus* war das größte jemals auf der Erde lebende Amphibium! Bis auf einige Schädelreste aus Thüringen und aus den österreichischen Alpen ist *Mastodonsaurus* bislang nur aus Süddeutschland und von dort wiederum fast nur aus Württemberg bekannt geworden. Der gewaltige, etwa  $\frac{1}{4}$  der Körperlänge messende Schädel (Abb. 3) trägt im Oberkiefer je eine Doppelreihe von scharfen, einwärts gekrümmten Zähnen. Zwischen diese greift die einfache Unterkieferzahnreihe (Abb. 4) so ein, daß man von einem Reusengebiß spricht. Die vorderen Zähne des Ober- und Unterkiefers sind zu mächtigen Fangzähnen umgestaltet, mit denen die Beutetiere – Fische, auch Plagiosaurier und sogar Landreptilien – ergriffen wurden. Die Unterkieferzähne sind so lang, daß sie bei geschlossenem Maul durch eigens hierfür gebildete Löcher des Schädels stoßen. Diese liegen dicht vor den Nasenöffnungen. Das riesige Fangmaul beförderte die Beute unzerkaut, ähnlich wie bei den Fröschen und Kröten, in den Schlund. Zwischen den beiden Augenhöhlen und etwas nach hinten versetzt liegt die Öffnung für das sogenannte «dritte Auge», ein wärmeregulatorisches Organ. Am Brustschultergürtel fallen die große mittlere und die beiden seitlichen Kehlbrustpanzerplatten auf (Abb. 5). Letztere entsprechen den Schlüsselbeinen. Die Gliedmaßen sind auffallend klein und schwach. Der Schwanz ist kurz. Die Tiere konnten sich also weder auf dem Lande noch im Wasser schnell fortbewegen. Man nimmt deshalb an, daß sie nahe beim oder im Wasser liegend Beutetieren auflauerten, die sie dann durch blitzschnelles Zupacken ergriffen. In ihrer Lebensweise können sie am besten mit riesigen Kröten verglichen werden (Abb. 6).

In der Fauna von Kupferzell spielen die Reptilfunde eine ganz besondere Rolle. Sie stammen nämlich sowohl von landlebenden als auch von wasserlebenden Formen. Folgende Gruppen konnten bislang nachgewiesen werden: Thecodontier, Bastardsaurier, Giraffenhalsosaurier und – wie wir erst seit

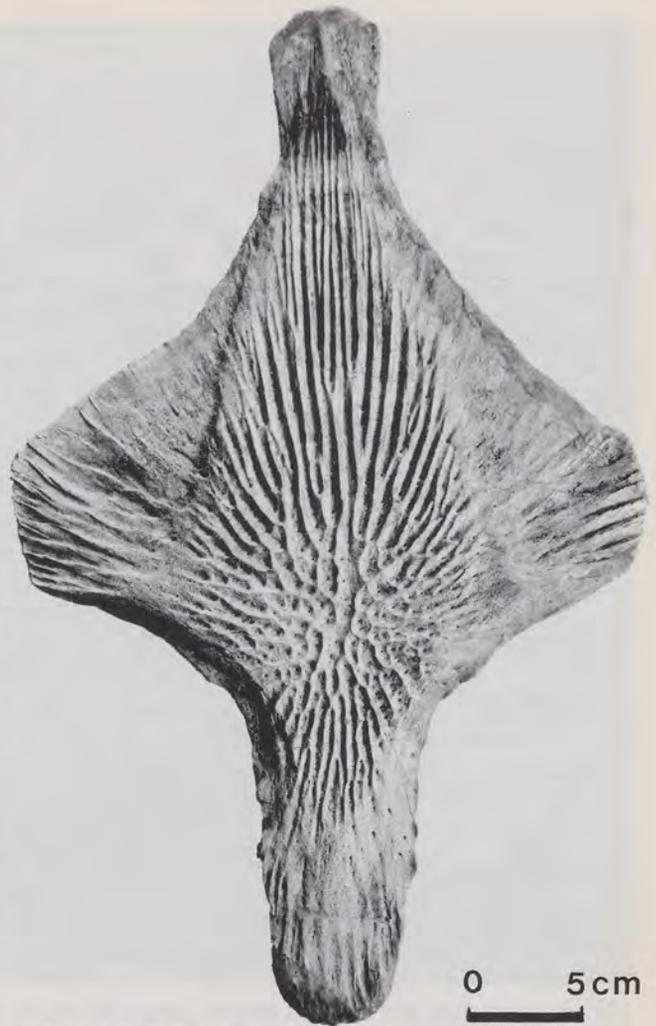


Abb. 5: Mittlere Kehlbrustpanzerplatte («Zwischenschlüsselbein») von *Mastodonsaurus*

kurzem wissen – auch therapside Reptilien, also Vorfahren der Säugetiere.

Die landlebenden Thecodontier kann man im weiteren als Reptilgruppe charakterisieren, welche die Ahnen der Dinosaurier, Krokodile und Vögel sind. Es ist eine sehr mannigfaltige Gruppe, die kleine bis riesige und bereits sehr hochspezialisierte Formen umfaßt. Zu den großen räuberisch lebenden Vertretern zählt auch der neue Kupferzeller Landsaurier. Er stammt aus der Familie der Rausuchidae. Es wurden zwei in ihre Einzelemente aufgelöste Skelette gefunden. Sie lassen auf ein etwa sechs Meter langes Tier schließen. Es hatte einen schmalen, hohen Schädel mit einer dolchförmigen Kieferbeziehung (Abb. 7). Der Körper wurde von säugetierhaften Gliedmaßen getragen. Diese waren bereits unter den Körper gebracht, nicht seitlich ausgestreckt wie bei den Echsen. Sie ermöglichten ein schnelles Laufen und eine große Behendigkeit. Manche Forscher nehmen deshalb an, daß die Rausuchier warmblü-



Abb. 6: Lebensbild zur Zeit des oberen Lettenkeupers in Hohenlohe: im Vordergrund wasserlebende Plagiosaurier, daneben der Urlurch *Mastodonsaurus*; im Hintergrund räuberische Rauisuchier an einem Kadaver von *Mastodonsaurus*

tig waren. Hals-, Rücken-, Schwanzober- und -unterseite waren von Knochenpanzerplatten bedeckt. Der Habitus der Tiere erinnert etwas an schnellfüßige, räuberische Säugetiere, etwa die Großkatzen (Abb. 8). Daß der Kupferzeller Landsaurier ein gefährlicher Jäger war, können wir indirekt aus den tiefen Eindrücken seiner zweischneidigen, gesägten Zähne auf Knochen von *Mastodonsauriern* folgern. *Mastodonsaurus* wurde aktiv gejagt. Einzelne Knochen dieser Amphibien weisen vernarbte Bißstellen auf, was darauf hindeutet, daß sie die Angriffe ihrer Verfolger überstanden haben. Ja es fanden sich auch zerbissene und wieder verwachsene Wirbel von den Rauisuchiern, welche die Eindrücke von Zähnen der *Mastodonsaurier* aufweisen. Dies beweist, daß sich die Urlurche gegen ihre Angreifer zur Wehr setzten. Wegen ihrer Schwerfälligkeit auf dem Lande dürften sie jedoch den Kupferzeller Rauisuchiern meist unterlegen gewesen sein. Diese scheinen auch ihre eigenen Artgenossen nicht verschont zu haben. Denn auf den Knochen ein und derselben Art finden sich ihre Zahneindrücke, jedoch niemals verwach-

sen oder vernarbt. Aus dieser Feststellung kann man folgern, daß die Kupferzeller Rauisuchier auch Aasfresser waren.

Abb. 7: Kieferbruchstück des Kupferzeller Rauisuchiers von der Innenseite



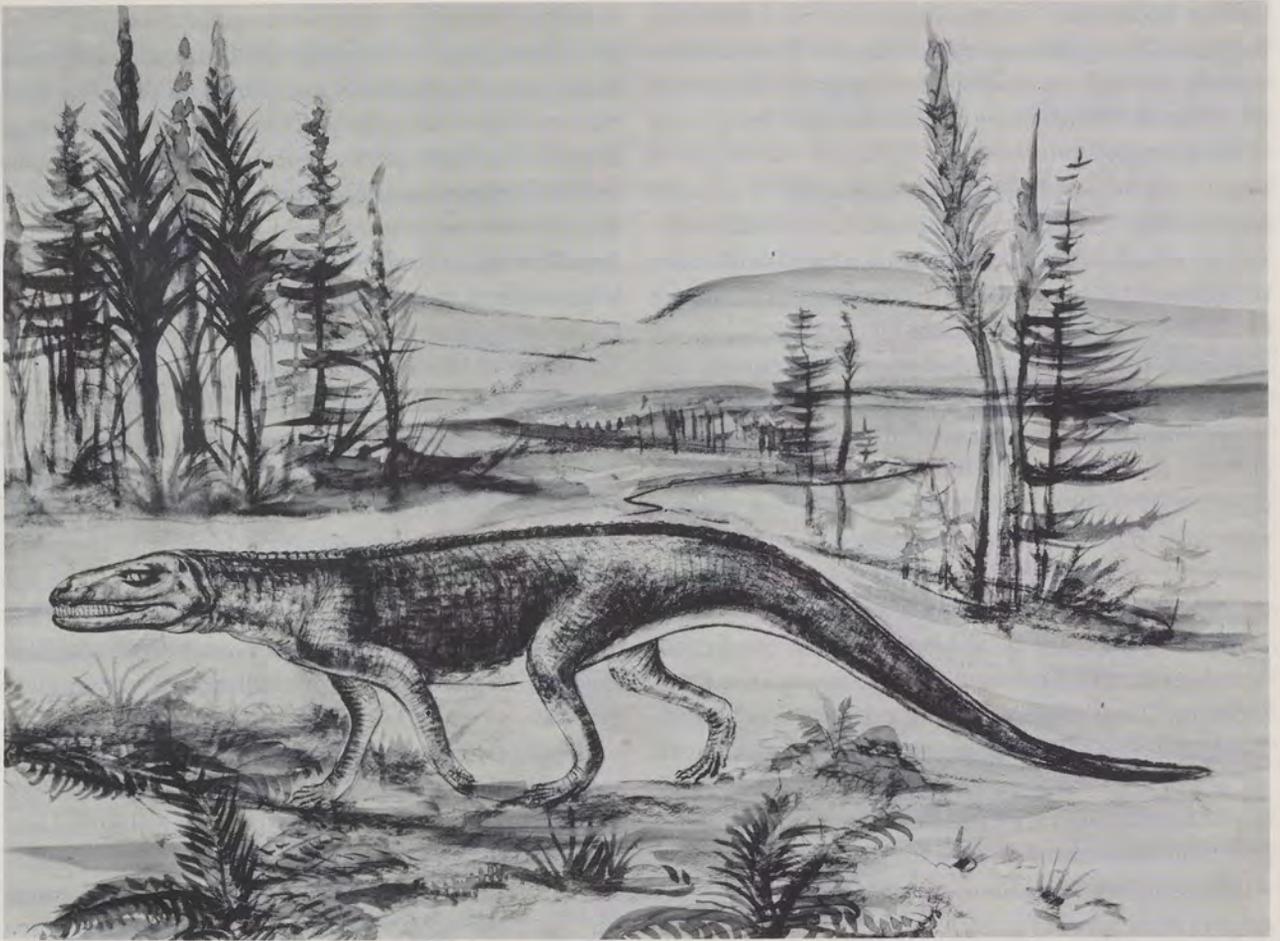
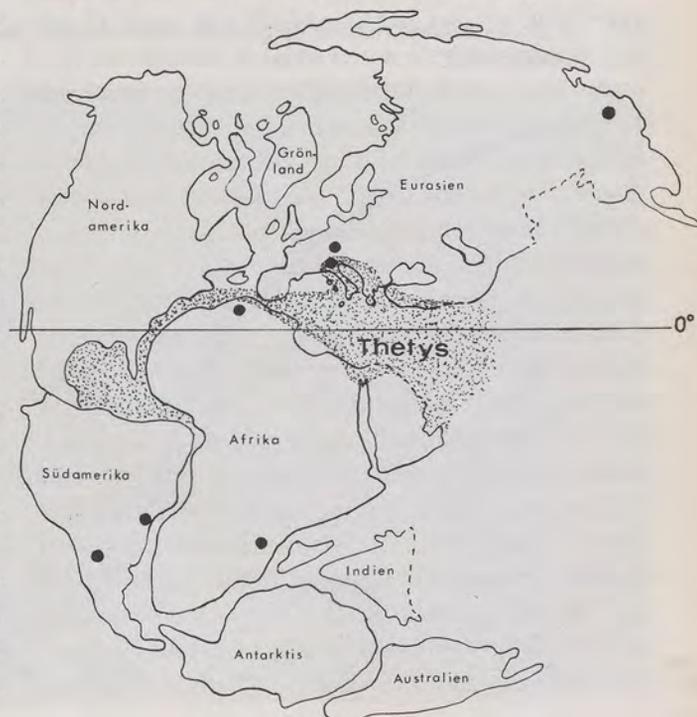


Abb. 8: Lebensbild des Kupferzeller Rausuchiers

Von besonderer Bedeutung ist ihr geographisches Vorkommen in der nördlichen Hemisphäre. Zur Zeit der Trias gab es noch keine Alpen. An ihrer Stelle erstreckte sich ein Meer, die sogenannte Thetys. Sie zog sich in Ost-West-Richtung vom Pazifik über das Gebiet des heutigen Himalayas und des Mittelmeeres bis nach Mittelamerika. Der Atlantik bestand noch nicht. Bislang konnte man Funde von Rausuchiern nur aus der südlichen Hemisphäre, von Südamerika, Ost- und Nordafrika, aus dem Tessin (der paläogeographisch damals zum afrikanischen Kontinent zu rechnen ist, da er südlich der Alpenauffaltung liegt) und aus China. Die Kupferzeller Grabung erbrachte den Nachweis, daß die Rausuchier auch nördlich des Thetysmeeres verbreitet waren. Wahrscheinlich wanderten sie, von Afrika kommend, über Spanien nach «Alteuropa» ein. Es muß also mit dem Ende der Mitteltrias – vor etwa 200 Millionen Jahren, als die Kupferzeller Saurierschicht abgelagert wurde – zwischen den noch weitgehend zusammenhängenden Nord- und Südkontinenten von Afrika nach Europa eine Land-

Abb. 9: Paläogeographische Weltkarte zur Zeit der Mittel-/Obertrias. Punkte: Fundorte von Rausuchiern



brücke bestanden haben (Abb. 9). So haben die Kupferzeller Landsaurier auch für die Kontinentalverschiebungstheorie und das zeitliche Einsetzen des Auseinanderdriftens der Kontinente eine gewisse Bedeutung.

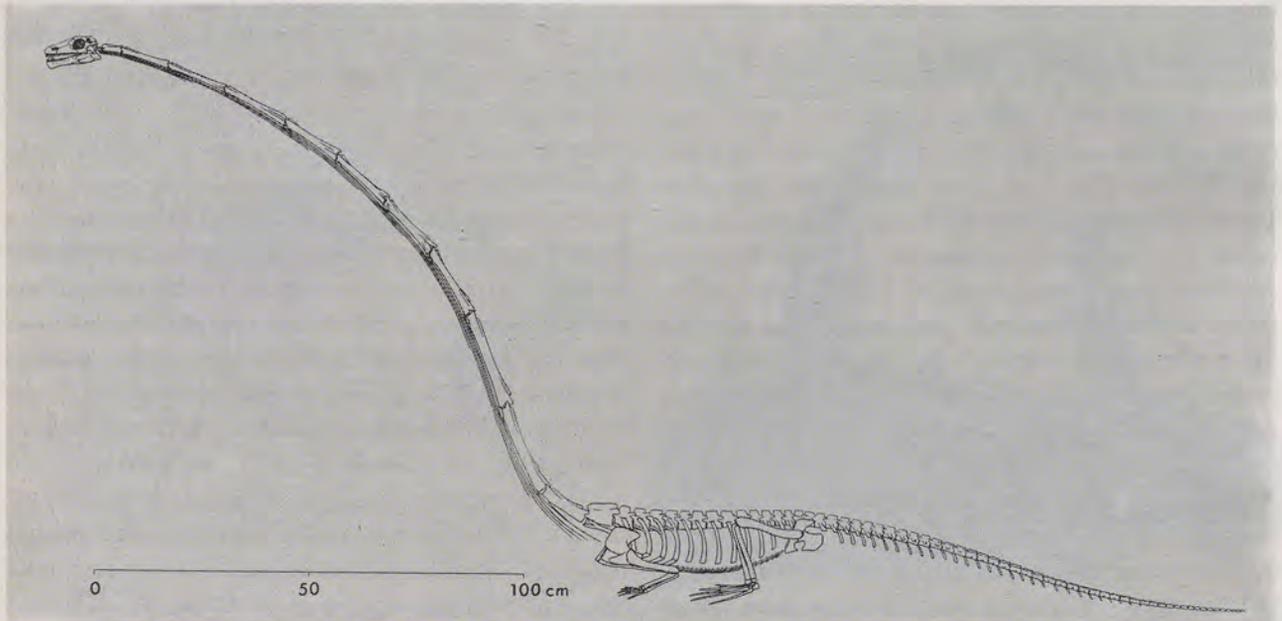
Eine weitere landlebende Sauriergruppe konnte beim Schlämmen des Mergelgesteins auf Mikrofossilien hin entdeckt werden, nämlich Therapsiden oder säugetierähnliche Reptilien. Schon bei der Grabung stießen wir immer wieder auf kleine, beidseitig urglasförmig eingetiefte Wirbel, die sich keiner der uns bekannten Reptilgruppen zuordnen ließen. Im Schlämmrückstand kamen nun mm-große, mehrspitzige Zähne zum Vorschein, die ziemlich sicher zu den Therapsiden gehören. Ihnen werden nun auch die Wirbel zugeschrieben. Die Therapsiden sind die direkten Ahnen der Säugetiere. Diese treten erstmals in der Obertrias, im Rhät Mitteleuropas auf. (Einer der geologisch ältesten Säugetierfunde stammt übrigens aus Württemberg!) Die Kupferzeller Therapsiden-Reste sind wissenschaftlich außerordentlich bedeutungsvoll. Sie sind nahezu die einzigen derartigen Funde aus geologisch so alten Schichten wie die des Kupferzeller Lettenkeupers, mit Ausnahme wiederum der Südkontinente. Außer landlebenden Sauriern entdeckten wir in der Kupferzeller Grabung auch meereslebende Saurier. Im oberen, mehr marin beeinflussten Abschnitt der Fundschicht lagen zwei wahrscheinlich sogar zusammengehörende Skelettreste eines großen Paddelsauriers aus der Verwandtschaft der Nothosaurier oder Bastardsaurier. Die Paddel- oder auch Rudersaurier sind hauptsächlich durch die prächtig

erhaltenen Skelette von Plesiosauriern aus Holzmaden bekannt geworden. Die Nothosaurier kommen bereits im Muschelkalk vor. Ihre Gliedmaßen sind zu versteiften Ruderpaddeln umgebildet, mit denen sie sich – ähnlich wie die Seeschildkröten – im Meere fortbewegten. Der Kupferzeller Skelettrest von *Nothosaurus* ist wahrscheinlich im Küstenbereich des damaligen Flußdeltagebietes, wie es in Hohenlohe bestand, angeschwemmt worden.

Bislang nur durch wenige Einzelknochen belegt ist der Giraffenhalsaurier *Tanystropheus*. Er ist ebenfalls ein Faunenelement des Muschelkalks (Abb. 10). *Tanystropheus* lebte hauptsächlich im Meere, wo er sich von Tintenfischen und Fischen ernährt hat. Er konnte sich aber auch an Land aufhalten. Deshalb paßt sein Nachweis sehr gut zu der Vorstellung von der Entstehung der Kupferzeller Saurierlagerstätte. Der Giraffenhalsaurier ist ein früher Verwandter der Eidechsen. Sein deutscher Name rührt von dem exzessiv langen, aus 12 Wirbeln aufgebauten Hals her, der an einen Giraffenhals erinnert.

Vielleicht ist in dem außerordentlich reichen Fundmaterial von Kupferzell noch die eine oder andere Reptilgruppe verborgen. Bei dem gewaltigen Umfang des Fundgutes wird diese Frage wahrscheinlich erst durch spätere Generationen geklärt werden. Die Entdeckung von weiteren, bislang noch unerkannten Reptilien würde zwar das Faunenspektrum erweitern. Aber die Entstehung der Fossilagerstätte, wie man so eine Konzentration von Fossilresten auf eine räumlich und zeitlich eng begrenzte Schicht nennt, würde sie wohl kaum genauer erklären helfen, als dies die bisherigen Funde schon tun. Ziem-

Abb. 10: Skelettrekonstruktion des Giraffenhalsauriers *Tanystropheus*. Einzelne Knochen dieses Sauriers fanden sich auch in Kupferzell.



lich sicher handelt es sich bei der Fundstelle um eine Zusammenschwemmung von Skeletten und Skelettresten im Bereich eines Flußniederungsgebietes nahe der Meeresküste. Diese lag vielleicht nur wenige Kilometer nördlich von Kupferzell. Weit südlich, etwa in der Gegend des Rieses, erstreckte sich ost-westlich ein Hochgebiet, das sogenannte Vindelizische Land. Zu Beginn der Ablagerung der Fundschicht hat sich das deltaartige Niederungsgebiet bis über Kupferzell hinaus nach Norden vorgeschoben. Ein Fluß brachte die Skelette und Skelettreste der landlebenden Saurier aus dem Süden mit. Sie wurden aufgelöst, zusammenschwemmt und mit den Skelettresten der in der unmittelbaren Umgebung lebenden Amphibien gemischt. Dann sank das Land ab und das Meer überflutete die Deltaregion. So weist die Fossilschicht in ihrem oberen Abschnitt marinen Charakter auf, was auch der meereslebende *Nothosaurus* bezeugt. Amphibien sind in der oberen Teilschicht selten, die Landsaurier fehlen gänzlich. Als die Fundschicht abgelagert war, dürfte das Meer das ganze Hohenloher Gebiet bedeckt haben. Es lagerten sich marine Kalke und Dolomite ab, die die Fundschicht überdecken. Die Meeresherrschaft dauerte dann bis in den Gipskeuper fort. Die Kupferzeller Saurierbegabung erschloß einen

geologisch sehr kurzen, aber bedeutenden Zeitabschnitt im Übergang zwischen Meeres- und Landherrschaft vor rund 200 Millionen Jahren. Entstehung und Fossilinhalt der Fundschicht spiegeln die Verhältnisse während der gesamten Keuperzeit wider. Dem ständigen Wechsel zwischen Land und Meer mußte sich die Wirbeltierfauna anpassen. Sie machte in jener Zeit eine rasant verlaufende Evolution durch, was sich in der Entstehung zahlloser neuer Gruppen dokumentiert. Die altertümlichen Lurctiere erlebten in den Sumpfbiotopen des Keupers noch einmal eine Blütezeit. Kurz vor ihrem Aussterben mit dem Ende der Trias entwickelten sie mit *Mastodonsaurus* Riesenformen und mit den Plagiosauriern in der Lebensweise und dem anatomischen Bau stark abweichende Vertreter. Die Reptilien entfalteten sich explosionshaft, eroberten Land, Meer und Luftraum und brachten die Säugetiere hervor. Mit deren Entstehung wird bereits in der Trias eine neue Epoche in der Erdgeschichte eingeleitet, die dann in der Erdneuzeit zur Herrschaft der Säugetiere über die Erde und schließlich zum Menschen führt.

Aus den Anfängen dieses revolutionierenden Geschehens hat Württembergs Boden bedeutendste Zeugnisse geliefert.

## Die Romfahrt des Abtes Wilhelm von Hirsau

Eberhard Hause

Als Graf Adalbert II. von Calw-Sindelfingen im Jahre 1069 dem Benediktinermönch Wilhelm aus dem altehrwürdigen Kloster St. Emmeram in Regensburg die Leitung seines Eigenklosters St. Aurelius zu Hirsau im Schwarzwald übertrug, hatte dieser inzwischen das 40. Lebensjahr erreicht. Als Kind unbekannter Herkunft war er frühzeitig von seinen Eltern als «puer oblat» diesem Kloster übergeben worden. Dort hatte er sich als Mensch und Wissenschaftler – vornehmlich auf den Gebieten der Musik und Astronomie – im Laufe der Jahre hohes Ansehen erworben. Seine überragenden Fähigkeiten und menschlichen Qualitäten ließen ihn daher als geeignet erscheinen, eine im Wiederaufbau begriffene Klostersgemeinschaft tatkräftig zu leiten.

Das Problem der Zeit, das damals alle religiös interessierten Kreise stark beschäftigte, war die Kirchen- und Klosterreform. Reform bedeutet ja im Wortsinne «Zurück-Bildung», Rückbesinnung also, und keineswegs Fortschritt, wenn auch naturgemäß in der jeweiligen Zeitlage. Und die Rückbesinnung be-

zog sich bei der Kirchenreform des Mittelalters auf die Anfänge des Christentums, auf die Säuberung von inzwischen eingetretenen Veränderungen, die der Reinheit der ursprünglichen Lehre nach allgemeiner Auffassung entgegenstanden. Deshalb ist auch jede Reform per se in der Tradition verhaftet. Neben dem Problem des Zölibats und den Praktiken der Simonie stellte die bestehende Rechtslage der sogenannten Eigenklöster das schwierigste Hindernis zur Lösung der anstehenden Fragen dar. Das Bestreben ging dahin, daß sich die Klöster von der Abhängigkeit ihrer Stifter und Eigentümer zu befreien suchten und von der Dienstaufsicht ihres zuständigen Episkopates zu lösen. Erstmalig war das dem Kloster Cluny im Jahre 910 gelungen, als sein Stifter Wilhelm, Graf der Auvergne und Herzog von Aquitanien, im Benehmen mit Abt Berno von Beaulieu-Messieurs auf seine Eigentumsrechte verzichtete, das für diesen Bezirk zuständige Bistum ausschaltete und seine Klosterstiftung dem hl. Stuhl direkt unterstellte. Cluny war somit «exempt»; und

damit war ein Präzedenzfall geschaffen, der auf viele Klöster in Frankreich und seine Nachbarländer eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Cluny erlebte in der Folgezeit einen großartigen Aufschwung, konnte aber in Deutschland zunächst nicht Fuß fassen. Das lag daran, daß die französischen Klöster besonders stark korrumpiert, die deutschen Verhältnisse jedoch anders gelagert und weit besser waren.

Es handelte sich also um das klösterliche Selbstbestimmungsrecht, um die Überführung von Privateigentum in das Genossenschaftseigentum einer selbst verantwortlichen Klostersgemeinschaft, von der man sich eine Sanierung der Mißstände erhoffte. Wilhelm (geboren um 1030) war sich des Umfanges dieser Problemstellung durchaus bewußt, als er bei seinem Aufzug in Hirsau unverzüglich und zielstrebig diesen Fragenkomplex anging. Als nun im Jahre 1073 der Mönch Hildebrand als Gregor VII. zum Papst erkoren wurde, spitzte sich die Lage zu. Der Investiturstreit, der Kampf zwischen Rom und dem Reich um den Primat der päpstlichen oder kaiserlichen Macht, stand vor der Tür. Zuvor aber hatte Wilhelm mit seinem Klosterherren eine Vereinbarung abgeschlossen, die die neue Rechtslage fixierte. Diese sogenannte Königsurkunde von 1071 ist verschwunden, sie wurde durch eine Neufassung, das «Hirsauer Formular» von 1075 ersetzt. Mit dieser Abmachung zog Wilhelm im Oktober des gleichen Jahres nach Rom, um sich die darin errungene «libertas» seines Klosters von allerhöchster Stelle sanktionieren zu lassen. Seine Mission scheiterte, und Wilhelm erkrankte, so daß er erst im Frühjahr 1076 die Heimreise antreten konnte.

Wie aber sah das Rom aus, das Wilhelm antraf und das zu studieren er in dem halben Jahre seines dortigen Aufenthaltes trotz seiner Erkrankung sicherlich genügend Zeit fand? Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein geistig so vielseitig begabter Mann, den Künsten und Wissenschaften wie wenige seiner Zeitgenossen zugetan, sich mit den christlichen und heidnischen Bauwerken der Ewigen Stadt auseinandergesetzt hat – sollte doch die von ihm Jahre später erbaute Peter-und-Pauls-Kirche seines neuen Klosters Hirsau sein hohes architektonisches Können erweisen.

Das Rom der Jahrtausendwende war eine heruntergekommene Großstadt von widersprüchlichem Aussehen. Die einstige Millionenstadt der alten Kaiserzeit mit ihrer Überfüllung großartigster Bauwerke, mit Palästen und Plätzen voller Kunstschatze, mit Basiliken und Bibliotheken, mit Tempeln, Theatern und Triumphatoren, ausgestattet mit allem

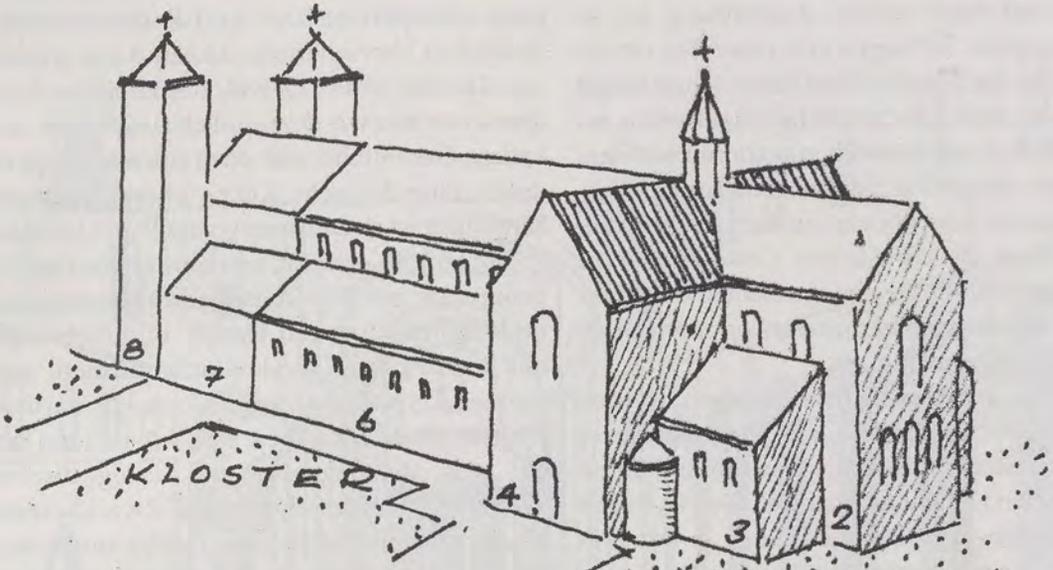
technischen Komfort und Luxus ihrer Zeit, war nur noch ein Schatten ihrer großen Vergangenheit. Allerdings, im Vergleich zu allen anderen Städten des Abendlandes, die damals erst in den Anfängen ihrer künftigen Blüte standen, war die «Roma aeterna» immer noch imponierend genug, wie Berichte des 12. Jahrhunderts besagen. Ihren ersten großen Zusammenbruch hatte die Stadt um die Wende zum fünften Jahrhundert erlebt. Das 391 zur Alleinherrschaft gelangte Christentum ging alsbald daran, die heidnische Kultur des späten Hellenismus systematisch zu zerstören, und leitete damit wohl das größte Vernichtungswerk aller Zeiten innerhalb eines Imperiums, eine großangelegte und konsequent durchgeführte Kulturrevolution, ein. Und die dann im Jahre 410 erfolgte Eroberung Roms durch Alarich und seine Westgoten tat das übrige, um die dank ihrer starken Mauern bisher für uneinnehmbar gehaltene Stadt, die seit dem Einfall der Gallier (387/86 v. Chr.) fast achthundert Jahre hindurch keines Feindes Fuß betreten hatte, schwer anzuschlagen. Sie wurde von den Eroberern geplündert – natürlich nicht ohne die eifrige Mithilfe des römischen Stadtpöbels. Das Ereignis selbst löste einen weltweiten Schock aus; und die folgenden Jahrhunderte, in denen Rom noch mehrmals erobert wurde, vollzogen das Zerstörungswerk bis in das Renaissance-Zeitalter hinein.

Als Abt Wilhelm in Rom weilte, dürfte die Stadt vielleicht noch 5 bis 10 Prozent ihrer Einwohnerzahl aus der Kaiserzeit, also etwa 50000 bis 100000 Seelen besessen haben, denn zu Beginn des 14. Jahrhunderts lebten in ihr nachweislich keine 20000 Einwohner. Ein Jahrtausend zuvor, zu Beginn des 4. Jahrhunderts, als dem Christentum auf Grund des sogen. «Mailänder Ediktes» von 313 durch die Gnade heidnischer Kaiser zunächst die Gleichberechtigung neben allen anderen staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften des Reiches gewährt wurde, war die Millionenstadt und ihr Zentrum baulich vollkommen überlastet. So sahen sich die Christen genötigt, die an den Stadträndern noch verfügbaren Bauplätze zu erwerben oder vor die Mauern der Stadt zu gehen, um ihre großen Neubauvorhaben durchführen zu können. St. Johann im Lateran, St. Peter im Vatikan und St. Paul vor den Mauern sind bekannte Beispiele. Hinzu kam, daß gerade in diesen Bezirken das Kleinbürgertum als wesentlicher Träger der neuen Lehre beheimatet war. Bei Wilhelms Aufenthalt aber stellten in der ausgehöhlten ruinösen Stadt die großen christlichen Basiliken Schwerpunkte des städtischen Lebens dar, um die sich die zusammengeschmolzene Bevölkerung schuttsuchend drängte, während in den übrigen

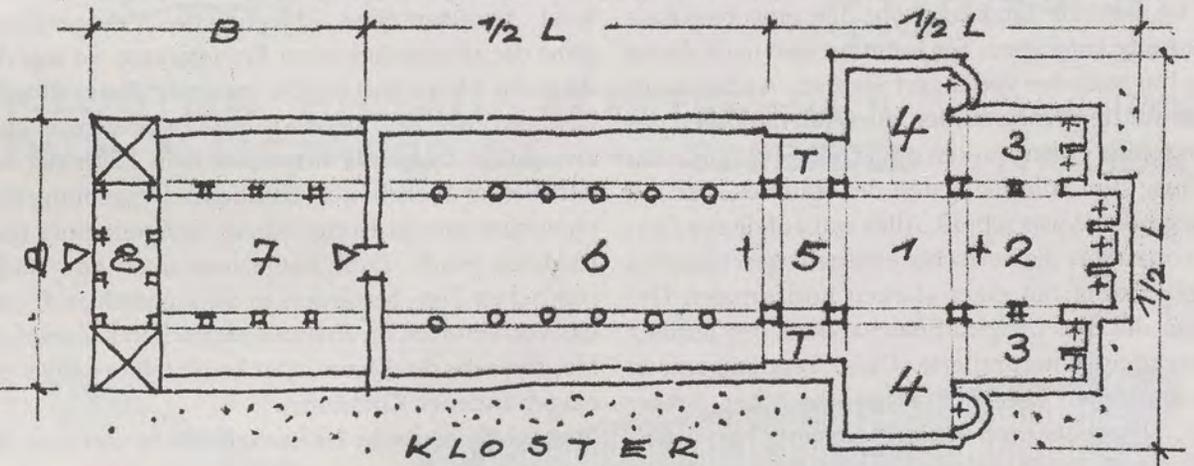
# HIRSAU ST. PETER=PAUL

①

SKIZZE NACH METTLER



REKONSTRUIERTE ANSICHT VON SÜD=OST



- 1 VIERUNGSQUADRAT MIT DACHREITER
- 2 CHORQUADRAT
- 3 CHORSEITENRÄUME (=SCHIFFE)
- 4 SEITENQUADRATE MIT APSIDEN
- 5 CHORUS MINOR MIT PROJ. TÜRME (T)
- 6 BASILIKA — LAIENKIRCHE
- 1-6: ERBAUT: 1082-1091     1-5: OSTWERK
- 7 ATRIUMHOF, SPÄTER VORKIRCHE
- 8 DOPPELTÜRMIGE VORHALLE
- 7-8 ERBAUT: UM 1120     B ~ 24 m
- L ~ 72 m SPÄTERE GESAMTLÄNGE ~ 97 m

Zum Grundriß ist zu sagen, daß er verschiedene geometrische Zusammenhänge aufweist: Quadrat und gleichseitiges Dreieck sind vielfach nachweisbar. (Auf dieses Thema, das in Wilhelms Bauschaffen ebenfalls eine Rolle spielte, wurde in unserem Zusammenhang verzichtet.)

Bezirken der Untergrund sein Unwesen trieb. Das alles sah Wilhelm, und, wenn ihn auch die Ruinen der heidnischen Bauwerke weniger berührt haben mögen, so mußten ihn andererseits die großen Kirchenbauten mit ihrer reichen Ausstattung um so mehr interessieren. Sie waren ja in einer Zeit errichtet worden, als die Prachtbauten Roms schon längst standen. Da mußten die christlichen Neubauten mit ihnen natürlich angemessen konkurrieren können, schon um die verwöhnte Stadtbevölkerung mit ihren überzogenen Ansprüchen zu sich heranzuziehen. So stellten die christlichen Gotteshäuser zu Wilhelms Zeiten wohl die einzige exklusive Attraktion dar, die die sonst so heruntergekommene Stadt noch zu bieten vermochte.

Beim Studium der christlichen Basiliken werden Wilhelm einzelne hervorstechende Merkmale ihrer Bauweise beschäftigt haben, die er in dieser Form in seiner deutschen Heimat nicht antraf. Gewiß, es gab auch dort Säulen- und Pfeilerbasiliken in dem bekannten Schema mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen, aber es war schon auffallend, daß sie hier als Eingangsfront alle eine basilikale Schauseite aufwiesen. Sie konnten also nach dieser Seite hin mühelos verlängert werden. Andererseits übten auf den Eintretenden die Säulenarkaden des Mittelschiffs einen starken optischen Sog zum Altar hin aus, zum Allerheiligsten des Raumes, der mit einer großen Apsis schloß. Alles war auf dieses Zentrum orientiert. Es herrschte eine sehr geschlossene Raumwirkung mit einer starken horizontalen Dynamik, die den Longitudinalcharakter der Basilika überzeugend interpretierte. Diese Tendenz war in den deutschen Basiliken weit schwächer ausgeprägt, abgesehen von einigen romanischen Großbauten (z. B. Fulda), die es «more romano» mit den römischen Vorbildern aufnehmen wollten und konnten. Roms christliche Basiliken waren in sich geschlossene Baukörper, echte Nachfolger der antiken Basiliken und Tempel, die überall noch herumbstanden, wenn auch in desolatem Zustand. Dann aber: es fehlten Kirchtürme und erst recht die gewaltigen Kuppeln, die den heutigen Besucher Roms fesseln. Nur St. Peter besaß einen weit abgesetzten Campanile, während die sonstigen Türme erst im 13. Jahrhundert hinzukommen sollten. Natürlich gab es in Rom wie allerorten in Italien und in Westeuropa auch Turmbauten: Wohntürme, Geschlechtertürme, Donjons – aber keine Kirchtürme. Gerade diese Wohnhochbauten – und damit der Turm überhaupt – stellten somit Statusembleme mächtiger Weltleute, herrscherliche Machtsymbole dar – und damit Repräsentanten jener Kräfte, von denen Wilhelm sich gerade zu befreien suchte, deren Eli-

minierung im Klosterwesen sein wichtigstes Anliegen war. Wenn er nun Vergleiche zog mit den römischen und deutschen Großkirchen, so mußten ihm zwei wesentliche Unterschiede bewußt werden: Der ganz andersartige Bau- und Raumcharakter einer deutschen Herrschaftsbasilika und das Einbeziehen von Türmen in sie. Gewiß, der kubische Raumeindruck war hier wie dort ähnlich ausgeprägt, aber das äußere Gesamtbild war doch überraschend ein anderes. Eine deutsche Kirche ohne eingebundenen Kirchturm ist doch kaum vorstellbar! Und dann das Presbyterium! Aus ihm war eine großartige Zentralbaugruppe mit Vierungsquadrat, Seitenquadraten und Chorquadrat, mit Haupt- und Nebenapsiden, mit Vierungsturm und Glockentürmen, mit versenkter Krypta und einem Hochchor darüber entwickelt worden. Zu diesem «sächsischen Ostwerk» trat nun als Gegenpol ein analog disponiertes «Westwerk» unterschiedlicher Zweckbestimmung hinzu, etwa als Stifter- oder Heiligenmemorie, oder aber als Herrschaftsempore, als Kaiserempore. Die deutsch-romanische Basilika war somit zwischen zwei repräsentative «Hochwerke» eingespannt ohne die Möglichkeit einer Erweiterung. So war die deutsche Herrschaftskirche zu einer «Zentralbasilika» geworden und steht wie eine zweitürmige, eine zweipolige Burg mit eingespanntem Palas da, ein christlicher Wehrbau in ländlicher Umgebung und nicht eine sakrale Kongreßhalle inmitten einer umfriedeten Stadt. Zwar baute man auch den stadtrömischen Typ, besonders in Süddeutschland, und das vornehmlich im ehemals römischen Kolonialgebiet diesseits des Limes, aber kaum fehlte jemals ein eingebundener Kirchturm.

Eine solche deutsche Herrschaftskirche war auch St.

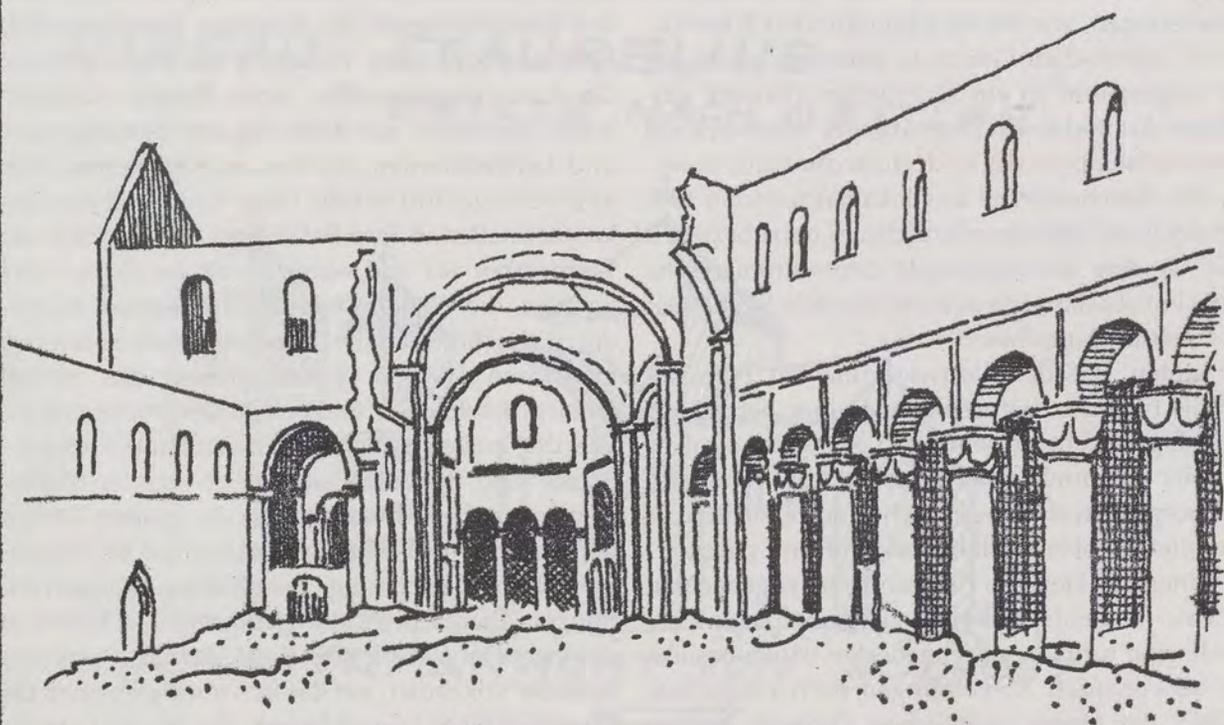
---

Zu den nebenstehenden Zeichnungen:

Diese Kirche wurde 1692 mitsamt dem großen Kloster von den Truppen des Generals Melac niedergebrannt. Auf der Ansicht der Ruine sieht man zwei Rundbögen: es sind dies der vordere und der chorseitige hintere Vierungsbogen. Auch die seitlichen Vierungsbögen sind noch erkennbar. Der letzte Bogen im Hintergrund ist ein Bestandteil der geraden Chorabschlußwand mit ihren drei Altarnischen. Der Hauptaltar stand frei im Chorquadrat und der Laienaltar vor dem Chorus minor. Die Kirche hatte mithin elf Altäre. Vor dem vorderen Vierungsbogen ist noch ein Bogenansatz rechts erkennbar: Der Schwibbogen des «Chorus minor» als Abschluß gegen die Basilika hin bzw. als ihr Abschluß gegen das erweiterte Ostwerk.

In der **Gesamtansicht** ist rechts das herzogliche Jagdschloß erkennbar, das 1535 nach der Säkularisation des Klosters von 1586 bis 1592 erbaut und 1692 ebenfalls von den Franzosen vernichtet wurde. Heute steht in seinen Ruinen die «Uhland-Linde».

2



KLOSTER HIRSAU ST. PETER=PAUL UM 1702  
 NACH A. LIEFKOOP D.Ä. - SCHEFOLD NR. 3040

3



KLOSTER HIRSAU AUF EINEM GRAVIERTEN  
 ZINNSARG UM 1630 SCHEFOLD NR. 3029

EH

Aurelius in Hirsau, in der Abt Wilhelm über zwei Jahrzehnte seines Amtes waltete. Auch sie war eine flachgedeckte Pfeilerbasilika von quadratischen Abmessungen, wie wir es schon hundert Jahre zuvor im sächsischen Gernrode antreffen. Auch sie war eingespannt in ein sächsisches Ostwerk einfacherer Art und in ein zweitürmiges Westwerk mit Herrschaftsempore. Es ist deshalb durchaus abwegig, die Aureliuskirche aus lokalpatriotischer Gesinnung in die «Hirsauer Bauschule» einzubeziehen – sie ist eine konventionelle deutschromanische Herrschaftsbasilika wie alle feudalen Kirchenbauten ihrer Zeit in Deutschland.

Wir sagten, daß das Westwerk und der Turmbau sich als typische Staturembleme einer herrschaftlichen Eigenkirche präsentierten. Auf sie also galt es bei einer «Reformbasilika», wie sie Abt Wilhelm in etwa vorgeschwebt haben mochte, zu verzichten. Er hatte diese Problemstellung erkannt und ging daran, seinen den Heiligen Peter und Paul zugeordneten Neubau dementsprechend zu konzipieren. Es wurde eine turmlose, flachgedeckte Säulenbasilika von bedeutenden Abmessungen nach römischem Vorbild mit einem sächsischen Ostwerk eigener Prägung unter Verzicht auf eine Krypta. Eine Neuerung in ihr bedeutete der zwischen dem Mönchchor und der Laienkirche eingefügte «Chorus minor» für diejenigen Brüder, die alters- oder krankheitshalber den vollen Chordienst nicht mehr mitvollziehen konnten. Er trennte beide Raumteile hälftig und sollte ursprünglich – wenn überhaupt – von zwei Begleittürmen eingefasst werden. Deren Bau hätte dem langgestreckten Baukörper eine zentrale Zäsur gegeben als äußeres Zeichen der zweifachen Funktionen einer jeden Raumhälfte, aber es blieb bei der turmlosen Reformbasilika, für deren Glocke ein Dachreiter über dem Vierungsquadrat vollauf genügte.

Namhafte Bauhistoriker pflegen allerorten nach «Einflüssen» und «Beziehungen» beim Studium eines Bauobjektes zu suchen – so auch hier. Aber offensichtlich ist noch niemand auf den naheliegenden Gedanken gekommen, die persönlichen Eindrücke des Baumeister-Abtes Wilhelm und die kreative Verarbeitung seiner architektonischen Erlebnisse in Erwägung zu ziehen. Die zukunftsweisende Bedeutung Wilhelms als Architekt liegt ganz eigentlich nicht in seinem «Hirsauer Baustil», in seinem flachen, geraden Staffelchor mit Seitenschiffen, in seinem Würfelkapital mit «Hirsauer Ecknase», in seiner Gesimsführung oder in seinem «Chorus minor» – denn das waren alles mehr zeitbedingte sporadische Bauelemente. Wilhelms architektonische Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er die Wesens-

züge der herrschaftlichen Eigenkirche als eingespannte Basilika zwischen zwei «Hochwerken» erkannte und als erster diesem Bautyp auf Grund seines Romerlebnisses die turmlose herrschaftsfreie Reformbasilika ohne Westwerk als einen sakralen Großbau entgegensetzte, einen Bautyp südländischer Observanz, der dann von den Zisterziensern und den Bettelorden sehr konsequent übernommen und weitergeführt wurde. Diese Orden nahmen bekanntermaßen in ihre Satzungen ausdrücklich ein Turmverbot auf und waren damit die Erben einer Bauidee, die Wilhelm mit der ihm eigenen Konsequenz durchdacht hatte. Der Turm blieb in den germanischen Ländern jedoch immer das Statusemblem kirchlichen und weltlichen Machtwillens, wie die großen gotischen Kirchenbauten unserer Städte und Bistümer es deutlich demonstrieren. Demgegenüber repräsentieren die großen Dächer der Reform- und Bettelordenskirchen die monumentale Ausgestaltung der Kleinen-Leute-Wohnungen. Diese Entwicklung eingeleitet zu haben ist das eigentliche Werk Wilhelms! Nicht das architektonische Vokabular, auf das sich im allgemeinen die Kunsthistoriker konzentrieren, macht die umstrittene «Hirsauer Bauschule» aus, sondern die Idee und Gestaltung einer in der Tat zukunftsweisenden Reformbasilika.

Wir wissen nicht, welchen Weg Abt Wilhelm auf seiner Heimreise von Rom genommen hat, aber es wäre doch recht naheliegend, daß er dabei in dem kirchenhistorisch gewichtigen und politisch von der gregorianischen Pataria beherrschten Mailand Station machte. Dort war die große Basilika des hl. Ambrosius – San Ambrogio – gerade im Bau und wohl kaum den Fundamenten entwachsen, so daß ihre Grundrißdisposition sich klar zu erkennen gab. Zwischen ihr nämlich und der gleichzeitig begon-

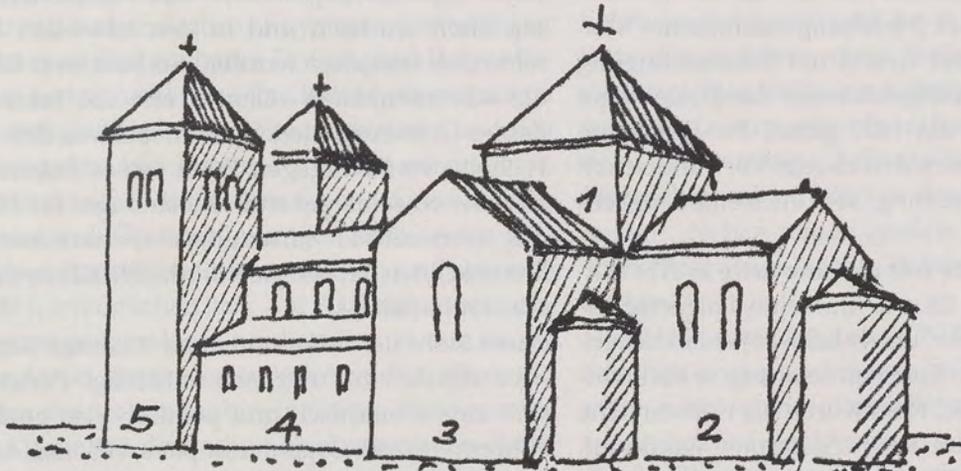
---

Zur nebenstehenden Zeichnung:

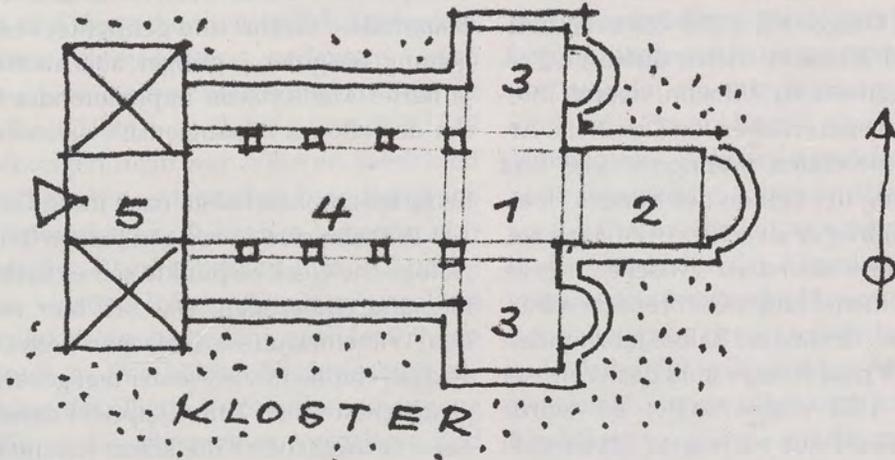
Die hier in der Rekonstruktion dargestellte Kirche ist der zweite Bau unter teilweiser Verwendung der Fundamente einer weit einfacheren Kirche, die um 830 erbaut wurde. Der von seinem Oheim Papst Leo IX., einem elsässischen Grafen von Egisheim, bedrängte Graf Adalbert von Calw reorganisierte um die Mitte des 11. Jahrhunderts das Kloster und erbaute die zweite Aureliuskirche als Pfeilerbasilika von 1059 bis 1071. Ihre Fertigstellung leitete bereits Wilhelm, der 1069 in Hirsau aufzog, aber erst 1071 die Abtwürde annahm, als sein Vorgänger Abt Friedrich im Exil starb. Um 1120 wurden der Chor umgestaltet, die Pfeiler wurden durch sehr gedrungene Säulen ersetzt. Seit der Reformation verfiel St. Aurelius und wurde schrittweise demontiert. Der Restbestand ist 1955 saniert worden und dient heute als Kirche der katholischen Gemeinde Hirsau.

# HIRSAU ST. AURELIUS

SKIZZE NACH METTLER



REKONSTR. ANSICHT VON SÜD-OST



KLOSTER

- 1 VIERUNGQUADRAT  
MIT VIERUNGSTURM
- 2 CHORQUADRAT MIT APSIS
- 3 SEITENQUADRATE MIT APSIDEN
- 1 - 3: SÄCHSISCHES OSTWERK.
- 4 BASILIKA (QUADRATISCH)
- 5 WESTWERK MIT 2 TÜRMEIN

BAUZEIT 1059 - 1071 LÄNGE CA. 40m

nenen Stiftskirche in Sindelfingen – das zu verlassen Graf Adalbert sich gerade entschlossen hatte, um sich nach Calw abzusetzen (was er niemals durchführte) – besteht eine merkwürdige Relation hinsichtlich ihrer Grundrißanlage, abgesehen von anderen norditalienischen Eigenarten, die bereits geltend gemacht worden sind.

Ich vermute, daß Abt Wilhelm das für ihn in kirchlicher und politischer Beziehung interessante Mailand besucht und auf Grund der Baubesichtigung von S. Ambrogio maßgeblich auf die Sindelfinger Stiftskirche eingewirkt hat, zumal St. Emmeram und S. Ambrogio auch mancherlei Verwandtschaft bezeigen. Eine Vermutung, aber auch eine Möglichkeit.

Das Bauen bedeutete nur die eine Seite in Abt Wilhelms Lebenslauf. Es war nur eine Folgeerscheinung seiner Romreise, ihr Anlaß war ja ein kirchenpolitischer gewesen. Rom wurde nicht nur ein architektonisches Erlebnis, Rom wurde für Wilhelm eine Wandlung. Aus dem Kirchenreformer wurde ein Kirchenpolitiker, ein Protagonist des Papsttums, ein antikaiserlicher Reichsfeind. Fortan diente er nur noch seinem Papst Gregor VII. (1073–85) einer übrigens in mehrfacher Hinsicht höchst dubiosen Persönlichkeit im Gegensatz zu Wilhelm, dessen Integrität über jeden Zweifel erhaben ist. Durch die Arbeit seiner missionierenden Wandermönche und durch Unterstützung der Feinde des Kaisers Heinrich IV. (1050–1106) trug er zu seinem Teil dazu bei, daß der endlose Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst sich zu einem blutig-zerstörerischen Bürgerkrieg entwickelte, der fast ein halbes Jahrhundert anhielt und erst mit dem Kompromiß des Wormser Konkordates von 1122 enden sollte. So wurde Hirsau in Deutschland der wichtigste Stützpunkt der Kurie und all jener Kräfte, die sich gegen Kaiser und Reich zusammenfanden.

Zum Pfingstfest 1077 weilte der Gegenkönig Heinrichs Graf Rudolf von Rheinfelden in Hirsau; dann erschienen der päpstliche Legat Bernhard und der Abt Bernhard von St. Victor bei Marseille, um Wilhelm für die Klosterregeln von Cluny zu interessieren; und schließlich kam im Jahre 1079 sein alter Jugendfreund Ulrich von Zell, inzwischen ein maßgeblicher Mann bei Abt Hugo in Cluny.

So geriet Wilhelm vollständig in das Kraftfeld Gregors und Clunys, wohin er einige Brüder schickte, um die cluniazensischen Gewohnheiten an Ort und Stelle zu studieren.

Diese «Gewohnheiten» oder «consuetudines» hatten sich bei den frühen Benediktinerklöstern, die jahrhundertlang keinen Verband bildeten, in jedem der grundsätzlich voneinander unabhängigen

Abteien individuell entwickelt. Der jeweilige Abt formte die allgemein verbindlichen Regeln des hl. Benedikt aus dem sechsten Jahrhundert zu seiner Hausordnung, zu einer Klosterregel, einer «consuetudo», indem er die örtliche Tradition weiterführte oder auswärtige Anregungen in sie einbaute. So entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte fallweise individuell gestaltete «Gewohnheiten», die organisch wuchsen und in den seltensten Fällen schriftlich festgelegt wurden. So sind zum Beispiel die «Gewohnheiten» Clunys erst 150 Jahre nach dessen Gründung niedergeschrieben worden. Auch Wilhelm verfaßte gegen Ende seines Lebens eine sehr ins einzelne gehende Klosterregel für Hirsau, die «consuetudo hirsaugiensis», nachdem ihm Freund Ulrich mit den Gewohnheiten Clunys vorgearbeitet hatte.

Damit steht der reife, nun etwa 50jährige Abt Wilhelm deutlich vor uns: eine untadelige Persönlichkeit, eine monastisch und politisch klar profilierte Fühernatur, ein Organisator par excellence, ein Architekt mit fundiertem Wollen und Können – der Schöpfer der «Hirsauer Reform» und der «Hirsauer Bauschule», verehrt und gefürchtet von seiner Umgebung, ein guter, ja gütiger, aber auch ein strenger, ja harter Mensch von imponierender Gestalt, wie ihn der «Codex hirsaugiensis» darstellt.

Seine Biographen haben nach ihren Gewohnheiten Abt Wilhelm stets in rosigen Farben dargestellt. Soziologische Gesichtspunkte seines Lebens hat noch niemand einbezogen. Das soll hier versucht werden. Wilhelm kam aus einfachen Verhältnissen, war also ein «homo novus» in der maßgebenden Feudalgesellschaft seiner Zeit. Es spricht daher sowohl für seine vorzüglichen Fähigkeiten wie auch für die geistige Aufgeschlossenheit dieser Standesherrn, wenn sie Wilhelm für würdig befanden, die Leitung eines noch im Auf- und Ausbau befindlichen hochadligen Eigenklosters zu übernehmen. Graf Adalbert und mehr noch seine Gemahlin Wiltrud von Bouillon trugen sich auf päpstliches Drängen (Papst Leo IX. war Adalberts Oheim und regierte von 1049 bis 1054) schon länger mit dem Gedanken, ihre vernachlässigte Klosterstiftung St. Aurelius entsprechend den Anschauungen ihrer Zeit und dem Vorbild anderer Adelsfamilien in eine uneigennützig Stiftung der modernen Richtung zu verwandeln, um mit dieser Schenkung an die Kirche ein zu deren Nutz und Frommen wie auch zum eigenen Seelenheil dienliches Werk zu vollbringen. Jedenfalls war in Wilhelm ein geeigneter Mann für die Abtei gefunden worden, nachdem sein Vorgänger, Abt Friedrich aus Einsiedeln, nicht den in ihn gesetzten

Erwartungen entsprochen hatte, auch wenn der Bau der Aureliuskirche mit sein Werk war.

Wilhelm war ein Emporkömmling mit Eigenarten, die diesen Typ oftmals als solchen kennzeichnen. Er war ehrgeizig und sich seiner besonderen Fähigkeiten durchaus bewußt. Sowohl den monastischen Innendienst wie den missionarischen Außendienst seiner Klostersgemeinschaft verstand er ebenso klug wie streng zu handhaben. Er war ein vortrefflicher Schulmeister und ein harter Drillmeister. Seine Missionare hatten nicht nur seine Reformvorstellungen einer strengen Klosterzucht zu propagieren und sich für den politischen Primat der Kirche einzusetzen, sondern darüber hinaus den zu reformierenden Klöstern und Klostergründungen auch seinen persönlichen Baustil zu insinuieren, wo und wie sich das eben ermöglichen ließ. Zur Aktivierung des ohnehin anstrengenden Chordienstes, in den er die bisher davon dispensierten kränkelnden, alten und elenden Brüder wieder hineinzwang, hatte er seine neue Kirche mit dem schon oben genannten «Chorus minor» für sie angereichert. Im Vergleich zu den sehr menschlichen und rücksichtsvollen Regeln des hl. Benedikt und den schon wesentlich strengeren «consuetudines cluniacenses» bedeutete seine Hausordnung eine weitere Steigerung an Strenge und Härte. So möchte man denn mutmaßen, daß seine Anordnungen nicht nur höheren Einsichten und Notwendigkeiten entsprachen, sondern auch einer Emporkömmlingen oft eigenen Neigung, sich in pharisäerhafter Überheblichkeit und in Erinnerung an ihre einstige Inferiorität einer gewollten Rücksichtslosigkeit zu bedienen, nachdem ihnen der Durchbruch in eine höhere Machtposition gelang. Unzählige detaillierte Vorschriften über ganz äußerliche Dinge des allgemeinen Verhaltens und artigen Benehmens wurden zur Zwangsjacke der Brüder. So wurde ihnen vorgeschrieben, wie sie im Bett zu liegen hätten, wie sie aufstehen und sich ankleiden, wie sie essen und trinken mußten und wie die Stiefel zu schmieren seien.

Dazu kam die Frage der Kleidung, die man von Cluny kopierte und obendrein außerordentlich wichtig nahm. In dieses Kapitel gehört auch die Prügelstrafe, die der hl. Benedikt nur in Ausnahmefällen bei jungen Oblaten anzuwenden gestattet hatte. Zu Abt Wilhelms Strenge trat ein «schichtenspezifisches» Mißtrauen. Um die genaueste Befolgung seiner «Consuetudo» zu gewährleisten, richtete er einen perfekten Überwachungs- und Spitzeldienst ein. Seine «Circatores» hatten das Klosterleben ständig zu überwachen. Diese permanente gegenseitige Beschnüffelung und Denunziation mußte das Vertrauensverhältnis untereinander und dem

Abt gegenüber natürlich schwer belasten. Bezeichnend ist Wilhelms geradezu subalterne Handhabung des klösterlichen Schweigegebotes. Aus ihm ergab sich eine höchst differenzierte Zeichensprache, die beispielsweise je ein Zeichen für neunzehn verschiedene Arten von Fischen enthielt! Hatte sein Freund Ulrich die Schweigespflicht nach kluniazensischer Übung in einem einzigen Artikel für Wilhelms neue Klosterregel zusammengefaßt, so zerlegte dieser diesen einen Punkt in deren einundzwanzig! Was Wilhelms Selbsteinschätzung seiner geistigen Leistungen anbetrifft, so besaß er ein geradezu überzogenes Selbstgefühl, das als naives Eigenlob in seinen Werken deutlich zum Ausdruck kommt. Neben seinen großen Verdiensten dürfen auch diese Züge seines Wesens nicht unbeachtet bleiben.

Überblickt man das Leben Wilhelms in seiner Gesamtheit, so gewinnt man den Eindruck, daß er eine mehr extrovertierte Persönlichkeit war. Er konzentrierte sich auf den Dienst an der Kirche, er kämpfte für das Papsttum und die «libertas» der Eigenklöster. Seine Klosterregeln glichen eher einem Exerzierreglement denn einer Vereinsatzung; deren Befolgung überwachte er strengstens. Natürlich war Abt Wilhelm ein sehr frommer Mensch, aber der Sinn des «Coenobiums», des kontemplativen Zusammenseins in benediktinischer Selbstheilung eines introvertiert verstandenen Christentums, scheint ihm letztlich nicht aufgegangen zu sein.

In der Geschichte des Abendlandes, und nicht nur in seiner Kirchengeschichte, war Cluny ein europäisches Ereignis, Hirsau lediglich eine deutsche Episode. Jeder der bedeutenden Äbte Clunys war wesensgemäß ein von allen kirchlichen und weltlichen Machthabern völlig unabhängiger Kirchenfürst, Wilhelm nicht mehr als ein Vasall Gregors VII. und ein Satellit Clunys. Man nennt die Hirsauer in der Fachliteratur die «Jungkluniazenser», aber genauer gesagt war Hirsau nur ein «Minicluny». Wilhelm scheiterte, denn es gelang ihm weder, die volle «libertas» seines Klosters zu erringen, noch einen Klosterverband zu organisieren, was Clunys Stärke ausmachte. Nach seinem Tode verloren die «Hirsauer Reform» und die «Hirsauer Bauschule» alsbald ihren Schwung und ihre Bedeutung, nachdem ein wesentliches Stimulans, der Investiturstreit, ausgestanden war. Gerade an Hirsaus Kurzlebigkeit im Vergleich zu Clunys Langlebigkeit erkennt man das in mehrfacher Hinsicht Begrenzte an dem Komplex Hirsau. So blieben denn das Schwarzwaldkloster und sein Schöpfer lediglich ein interessantes Intermezzo der Kunst- und Kirchengeschichte unseres Landes.

## Wanderungen in die Vergangenheit (2): Waldkapelle Heselbach im Murgtal

Wolfgang Irtenkauf

*Ein in seiner Verwahrlosung ergreifendes Dokument längst vergangener Zeiten*, so klagte noch Eugen Gradmann vor 20 Jahren in seinen «Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern». Das läßt sich heute bestimmt nicht mehr sagen. Das *kleine, niedliche* (so der Pfarrherr um 1800) Kirchlein in Heselbach steht im Schutz eines kleinen Friedhofs. Nicht weit davon tauchen die bauintensiven Züge des florierenden Fremdenverkehrs auf, denn Hotels sind heute selbst in diesem Weiler keine Seltenheit mehr.

Wer auf der vom Oberrheintal nach Freudenstadt führenden B 462 nahe Klosterreichenbach die Abzweigung nach Heselbach findet, der mag fürs erste enttäuscht sein, denn ihn erwartet, oben auf der vorspringenden Landterrasse angekommen, die landschaftlich einen weiten Blick über das Murgtal erlaubt, eine der zahllosen einfachen Chorturmkirchen unseres Landes. 1289 ist Heselbach wohl erstmals als ältestes Lehensgut des nahen einstigen

Hirsauer Priorats Klosterreichenbach genannt. (Der Knappsche Hof in der Nähe, über 500 Jahre alt, ist einer der allerersten überhaupt zeitlich bestimmbar Höfe des Schwarzwalds!) Diese Tatsache spricht von der Abhängigkeit des Orts seit der Rodung durch Hirsauer Mönche. Nur: Das ist nicht das Besondere, es würde keinen Abstecher lohnen.

Unsere Abbildung mag eine Ahnung vom Einzigartigen dieser einstigen Wald-Kapelle vermitteln: das Tympanon (Türbogenfeld) stellt in flachem Relief als Halbfigur den Erlöser vor, der mit der linken Hand den Kreuzstab hält. Agnus Dei (Lamm Gottes) und die Symbole der vier Evangelisten ergänzen die Darstellung, bilden eine Komposition. Christus ist hier als «Himmelskönig» dargestellt.

Diese künstlerische Themenstellung ist – abgesehen vom Agnus Dei – einmalig in der Portalplastik der romanischen, staufischen Zeit Schwabens. Wenn man auf die Suche geht, wo Vergleiche sich anbieten, stößt man auf Sigolsheim im Elsaß, wo dieselbe



Szene dargestellt ist. Aber sie ist dort nur Umformung, denn die Galluspforte am Basler Münster gibt das Vorbild, das nun in seiner Vereinfachung «auf dem Land» erscheint. Daß nicht nur Beziehungen zwischen Hirsau, dem Mutterkloster von Klosterreichenbach, und Sigolsheim bestanden, sondern auch das einzige elsässische Priorat Hirsaus, Alspach, bei Sigolsheim liegt, erlaubt es, von künstlerischen Austauschmöglichkeiten über den Rhein hinweg zu sprechen.

Wenn man die Heselbacher Kirche aufsucht, um das Portal zu betrachten, sollte man nicht versäumen,

auch im Innern den alten Petersstein anzuschauen, der den Patron der Kapelle zeigt. Der Gegensatz zu der künstlerischen Formung der Außenanlage ist frappierend, denn hier hat sich ein großartiger Zeuge der sogenannten Primitivität erhalten.

Zu dieser Kapelle mit ihren so gegensätzlichen Zeugen aus dem (ausgehenden) 12. Jahrhundert zogen einst die Benediktiner aus Kloster Reichenbach auf ihren Prozessionswegen – es bieten sich uns die gleichen Höhenwege an, deren Begehung es wirklich erlaubt, diese Landschaft zu erwandern.

(Fotos: G. Höh)

## Immanuel Hermann Fichte und seine Beziehungen zu Württemberg

*Hermann Ehret*

Zum 100. Todestag des Philosophen Immanuel Hermann Fichte am 8. August 1979 (geboren in Jena am 18. Juli 1796) sind im Amtsblatt der Stadt Stuttgart Nr. 31 vom 2. August und in der Stuttgarter Zeitung vom 4. August 1979 wertvolle hinweisende Artikel zum Leben dieses bedeutenden Menschen erschienen. Er war der große, aber eigentlich in seinem Schaffen ziemlich unbekannt gebliebene Sohn des bekannteren Philosophen Johann Gottlieb Fichte, des Verfassers der «Reden an die deutsche Nation». Nun sind in den letzten Jahren die sehr großen Nachlässe von I. H. Fichte und von seinen Freunden, die man philosophisch unter dem Namen «spekulativer Theismus» zusammenfaßt, ausgegraben worden; diese zwingen, manches anders und erweitert in bezug auf philosophische und allgemein wissenschaftliche sowie menschheitliche Weiterentwicklung anzusehen. Vor allem sind gerade die Beziehungen I. H. Fichtes zu Stuttgart und dem Schwabenlande im Verhältnis zum übrigen Deutschland von besonderer Wichtigkeit. So möchte man diese Studie als eine Ergänzung und als einen Nachtrag zu den oben erwähnten Artikeln auffassen.

Nun hat schon in Anbetracht der Wichtigkeit I. H. Fichtes für Stuttgart und für das Schwabenland die Württembergische Landesbibliothek 1961 den Teil des Nachlasses gekauft, der noch im Besitz der direkten Nachkommen war. Außerhalb des direkten Familienbesitzes fand sich aber noch die fünffache Menge an Dokumenten bei Nachkommen von Freunden, in andern Bibliotheken und Archiven. Es wäre wünschenswert und geschichtlich mehr als notwendig, wenn auch diese Teile für Stuttgart erworben werden könnten.

Weiter hat die Stadt Stuttgart im Jahre 1975/76 das völlig in Verfall geratene Grabmal I. H. Fichtes auf dem Fangelsbachfriedhof nach den genauen Bestimmungen I. H. Fichtes über sein Grabmal erneuern lassen. Ich schrieb damals in der Stuttgarter Zeitung vom 20. April 1976 einen Artikel über die umfassende kulturelle Tätigkeit I. H. Fichtes in Stuttgart. Nach seiner Pensionierung als Universitätsprofessor in Tübingen lebte I. H. Fichte von 1863 bis zu seinem Tode in Stuttgart. Hier sollen die großen und weitreichenden Beziehungen I. H. Fichtes zu den großen Schwaben seiner Zeit, insbesondere zu Justinus Kerner, Ludwig Uhland, David Friedrich Strauß und zu G. W. Fr. Hegel, dargestellt werden. 1940 hat schon Karl Hartmann in den «Schwäbischen Lebensbildern» (Band I, S. 162–175) eine sehr wichtige und für das damalige Wissen sehr umfassende Studie über den Lebenslauf I. H. Fichtes geschrieben, natürlich ohne Kenntnis des Nachlasses, so daß diese Erweiterung jetzt um so nötiger ist.

Die Beziehungen I. H. Fichtes zum Schwabenlande fingen schon sehr früh an. Sein erstes Werk, die «Sätze zur Vorschule der Theologie», geschrieben 1822/23, veröffentlicht 1826, hatte er bei dem «königlichen Kaufmann» J. Fr. Cotta (1764–1832) verlegt, wie dies schon sein Vater, Goethe, Schiller und viele andere Große getan hatten; er schätzte Cotta außerordentlich. Durch ihn und seinen Hauptredakteur Wolfgang Menzel kam er allmählich mit den meisten kulturellen, wissenschaftlichen und politischen Kreisen Schwabens in Verbindung, vor allen Dingen mit Justinus Kerner, Ludwig Uhland, mit David Friedrich Strauß, mit Friedrich Theodor Vischer und mit so vielen andern großen Schwaben. Hegel hatte er schon 1818 in Berlin kennengelernt,

als dieser dorthin berufen wurde. Hegel war der Korreferent bei der Doktorprüfung I. H. Fichtes im Oktober 1818, es war dies seine erste Amtshandlung in Berlin. Auch äußerte er sich später sehr anerkennend über die Privatdozententätigkeit I. H. Fichtes. Und doch entfernte er ihn und andere Nichthegelianer 1822 von Berlin. Es kostete I. H. Fichte viele Kämpfe, bis er 1836 wieder an die Universität zurückkam.

Ganz außerordentlich vertieft wurden die Beziehungen I. H. Fichtes zu Kerner, als dieser 1830 das Buch schrieb: «Die Seherin von Prevorst». J. Kerner sah sofort, daß I. H. Fichte infolge seiner organisch gestuften Auffassung aller Wissenschaften der Mann war, der auch die medialen Phänomene psychologisch erklären konnte, die ihm in seiner Arztpraxis begegneten, ohne sie abzuleugnen oder sie auf bloß Leiblich-Somatisches zurückzuführen. Fichte wurde dann auch Mitarbeiter an Kerners «Blättern von Prevorst». Oft enden die Briefe Kerners an Fichte: «Gedenke ich aber Ihrer, so beginnt ein neues Morgenrot in mir anzufachen».

Wie Fichte für Kerner psychologisch die Erfüllung war, so für Ludwig Uhland philosophisch-politisch. Als Uhland Abgeordneter war im Frankfurter Parlament, saß I. H. Fichte still im Hintergrund, aber um so schärfer beobachtend, um dann mit den entscheidenden Persönlichkeiten selbst zu verhandeln. Er sah sofort, daß das Professorenparlament keine Ahnung von den tatsächlichen politischen Mächten hatte, daß es schief ausgehen würde, weil die Menschen zwar vielleicht Denk-, aber keine Willenserziehung hatten. Diese Willenserziehung lieferte er dann in seiner «Ethik», zwei Bände mit 1600 Seiten, 1852/53, «geschrieben aus Enttäuschung über die Revolution von 1848». Nicht nur I. H. Fichte, sondern der ganze spekulative Theismus suchte die Harmonisierung von Denk- und Willenserziehung herzustellen, weil «der Wille nicht nur ein Filialausfluß der erkenntnistheoretischen Tätigkeit wie bei Hegel ist, sondern völlig eigenen Wesens» (Cieszkowski). Der erste Band der «Ethik» ist eine geschichtliche Darstellung der Auffassungen über Wille und Ethik. Der zweite Band bringt dann die Aufzeigung der Entwicklung des Willens beim Einzelmenschen, hierauf die aller Gemeinschaften. Die Öffentlichkeit nahm von diesem Buch wenig Notiz. In endlosen Gesprächen aber in den allwöchentlichen Zusammenkünften der Professoren in Tübingen, dem «Freitagskränzchen» (meist in der «Traube»), aber manchmal auch in anderen Lokalitäten, dem «Prinzen Carl», dem «Ochsen» in Lustnau, im «Waldhorn» und im «Weilheimer Kneiple»), wobei immer auch Uhland zugegen war, wurde über diese

Dinge debattiert. I. H. Fichte fühlte sich in verpflichtender Nachfolgerschaft von Herders Schrift von 1788: «Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands», die dieser auf Anregung von Herzog Karl August von Weimar und von Markgraf Karl Friedrich von Baden geschrieben hatte. Niemand kümmerte sich um die nötige Willenserziehung. Heute ernten wir die Früchte dieser Erziehung ohne gleichzeitige Erziehung des Willens in seinen organischen Stufen, nur des Denkens in seiner abstrakt-logischen Reihenfolge.

Am 29. Juli 1842 schrieb I. H. Fichte an Justinus Kerner: «In der Tat, wenn ich mich mit dem Gedanken vertraut machen wollte, unter Ihnen Schwaben zu leben, so mochte ich nur an so trauliche, redliche, arglose Gemüter denken wie Ihres und der Ihrigen, die mich gleich zuerst, als ich in Ihren Kreis trat, mit dem Zuge heimatlicher Verwandtschaft ansprechen. Wie schön, reich und wirksam wäre unser Leben, gäbe sich jeder dem andern so, wie er ist! Falls man nun dies den Schwaben mehr als andern Volksstämmen glaubt zutrauen zu können, und von Guten, Tüchtigen, Reingeblienen unter ihnen spricht, so bin ich in diesem Sinn ein prädestinierter Schwabe; denn so stimme und lebe ich selbst, und nur unter solchen wünsche ich zu leben.»

Gerade durch die Freundschaft mit so vielen Schwaben nahm er 1842 den Ruf nach Tübingen an, der wohl auch von diesen Freunden veranlaßt worden war. Der Abschnitt über die Tübinger Zeit Uhlands in der Biographie von Fr. Notter (1863) beruht fast ausschließlich auf den Angaben von I. H. Fichte; dieser ist der «Gewährsmann», von dem Notter im Vorwort spricht (es geht auch sonnenklar aus den verwendeten Worten hervor). Im Tagebuch von I. H. Fichte finden sich öfters Stellen wie diese: «Dr. Notter war wieder hier und pumpte mich über Uhland aus».

Kerner empfand tief das menschlich und geistig überragende Wesen I. H. Fichtes und wußte, welche bedeutende Kraft man nach Tübingen berufen hatte. Einen schöneren Willkommensgruß zum Antritt eines Rufes wird es wohl kaum je gegeben haben: «Geliebtester! Willkommen im alten Tübingen! Unsere Sehnsucht begleitete Sie dahin! Lassen Sie nur sogleich dort die Fahne mit bestimmter Farbe (Morgenrot) auf Ihrem Tübinger Kastele wehen. Hier die Karte zum Lichtensteiner Kastele! (Wohin I. H. Fichte mit Familie gleich gehen wollte.) Ihnen und der lieben Frau und den Kindern das Herzlichste. Viel Grüße dem Uhland. Innigst Ihr Justinus Kerner.»

Aber Kerner ruft I. H. Fichte auch zu Hilfe im geistigen Kampf gegen den gemeinsamen Freund Da-

vid Friedrich Strauß, den «Leichenbestatter Hegels. Regeneratorisches ist bei ihm noch nicht hervorgetreten», sagt Fichte von ihm. In einem Brief vom 11. Mai 1841 an I. H. Fichte schreibt Kerner: «Verehrtester, unsäglich Lieber! Ihr lieber, lieber Brief macht mich wieder ganz glücklich!! – Ach, daß Sie diesen herrlichen Sohn verloren! (I. H. Fichte hatte am 23. Dezember 1840 seinen ältesten Sohn Hermann verloren.) Ja wohl! Ich erinnere mich seiner mit Freude! Ja!, wäre der Trost nicht eines anderen Lebens, eine Forterziehung und Hinziehung zu Gott!! Ihre Philosophie nahm Ihnen diesen, doch nicht wie dem Strauß. Dieser ist seit einigen Tagen wieder bei mir und entwickelte mir eine so todeskalte Philosophie, nach der der Mensch eine bloße Sache ist und es mit diesem Leben mit ihm total aus sein soll, – daß einem solche Reden, solche Früchte des Denkens innigst schmerzen. Es ist um so trauriger, da Strauß doch Gemüt und Phantasie hat und mich schmerzt es um so inniger, da er mich liebt und sich immer wieder zu mir hingezogen fühlt, aber dennoch – ich sag' Ihnen, seine Lehre ist abscheulich (im Original doppelt unterstrichen!) Ich bitte Sie um alles, kämpfen Sie doch mit all Ihren Kräften gegen diese immer mehr um sich greifende, alles Schöne und Heilige tötende Lehre an!! – Ich bitte!!! All unsere jungen Theologen sind von ihr vergiftet und sollten keine Kanzel mehr betreten. – Strauß steht wie ein Mephistophiles hinter meinem Stuhle und schielt in diesen Brief hinein! Ich ende! – Der lieben Frau und Kindern von mir und meiner Frau das Herzlichste! In ewiger Liebe und Verehrung auch noch nach dem Tode Ihr treuer, dankbarer J. Kerner.»

Aber mit noch einem andern Schwaben kam es (nicht durch die Schuld I. H. Fichtes) zu schwersten Auseinandersetzungen: mit Hegel! Der Gegensatz der Lebenswege – Hegel von Stuttgart nach Berlin ins reaktionäre Preußen, dies verherrlichend als den Mittelpunkt der Welt und Berlin als den Mittelpunkt dieses Mittelpunktes; I. H. Fichte von Berlin durch Hegel weg nach dem mehr demokratischen Tübingen und nach Stuttgart – ist mehr als eine Äußerlichkeit. Hier sprechen sich auch heute noch nicht durchkämpfte philosophische, politische und menschheitliche Weltgegensätze aus! «Die Berliner sind ewig Kleinstädter, nur was in ihrer Stadt vorgeht, halten sie für Weltbegebenheiten!» – «Die so

gewaltige Philosophie des Absoluten endet in einem Staatsservilismus banalster und trivialster Art». Der philosophische und politische Kampf Hegels und I. H. Fichtes füllt Bände. Aber man hat noch nicht einmal das Problem richtig aufgenommen, – und doch sind vielleicht gerade diese Kämpfe die wichtigsten und entscheidendsten, die jeder kämpfen muß, der wirklich Mensch sein will. Denn beim spekulativen Theismus ist das abstrakt Geistige der bisherigen Philosophien ins bewußt Konkrete und Allgemeinmenschliche erhoben, so daß sich niemand mehr vor diesen Entscheidungsfragen drücken kann. Diese Probleme liegen gerade in Stuttgart eigentlich jedem direkt vor der Haustüre. Schon Johann Gottlieb Fichte erkannte kurz vor seinem Tode (27. Januar 1814), daß es mit der Weiterentwicklung Preußens nicht gut bestellt sei. Die Entwicklung drängte nach einer Lösung im Süden zwischen den deutschen Staaten. Machtlösungen sind nie wirkliche Lösungen. Daß wirkliche Lösungen auf allen Wissenschaftsgebieten geschehen sollten, das war das Leben von Fichte, dem Sohne.

Um möglichen falschen Meinungen vorzubeugen, möchten wir noch folgende Schlußbemerkung hinzufügen: Der Kampf I. H. Fichtes gegen Hegel richtet sich nur gegen dessen Überschätzung der Abstraktion, weil Fichte darin große Gefahren sah, Gefahren, die später auch durch die Verstümmler Hegels eingetreten sind. Wo Fichte auf die positiven Leistungen Hegels zu sprechen kommt, z. B. in der bisher unerreichten Höhe der logischen Zusammenhänge der Welt, ist er des höchsten Lobes voll. Dann kann es heißen: «Durch die Wissenschaft der Logik Hegels folgt aber zugleich, daß jede weitere Entwicklung der Philosophie nur von jener aus erfolgen könne.» – «Hegels Lehre ist die zum erstenmal vollendete, im Ebenmaß dialektischer Behandlung durchgeführte Darstellung des objektiven Systems der Philosophie, wovon Spinoza in neuerer Zeit den ersten Entwurf, Schelling mehr die Eine Hälfte gezeigt hatte. So wird sein Name wie sein Verdienst unvergeßlich bleiben unter den wissenschaftlichen Wohltätern Deutschlands, ja der gesamten neueren Zeit; denn er hat den entkräfteten Geist des spekulativen Denkens unter uns wieder befreit und gestählt und auf höhere Bahn gerufen.» Hegel sei zu ergänzen, nicht zu verstümmeln.

# Das Fleckenzeichen von Ilsfeld Varianten auf Grenzsteinen

Karl Erwin Fuchs

Das Gebiet südlich Heilbronn zwischen Neckar und den Löwensteiner Bergen ist altes Siedlungsgebiet. Es liegen dort jungsteinzeitliche Grabhügel wie auch die Fundamente römischer Gutshöfe. Im dritten Jahrhundert treten die Alemannen auf, zweieinhalb Jahrhunderte später die Franken.

Das Land an der Schotzach war altes Königsgut und gehörte zum Königshof Lauffen. Der große Fronhof Ilsfeld, Mittelpunkt des fränkischen Schotzachgaulandes, wird 1102 erwähnt, als Kaiser Heinrich IV. den Hof dem Hochstift Speyer schenkte. 55 Jahre später jedoch wurde der Hof durch den Hohenstaufenkönig Konrad II. zurückgeholt.

Ein Ortsadel von Ilsfeld wird mehrmals erwähnt, einige Angehörige werden in Verbindung mit den Markgrafen von Baden urkundlich aufgeführt. Als Eberhard der Erlauchte von Württemberg um 1283 Irmgard, die Tochter des Markgrafen Rudolf I., heiratete, schenkte Eberhard ihr den Fronhof zu Ilsfeld als Morgengabe. Vermutlich hatte er den Besitz zuvor käuflich erworben. Mit Irmgards Billigung wurde 15 Jahre später der Fronhof, auch Gültpfalzhof genannt, gegen einen Besitz der Johanniter auf der Schwäbischen Alb getauscht. Das Haus Württemberg behielt jedoch in der Markung Ilsfeld einige Äcker und Weinberge und vor allem die Oberhoheit über den Ort.

In fränkischer Zeit entstanden die Vorwerke Ost-

heim und Westheim, aus denen sich Auenstein und Neckarwestheim entwickelten. Mehrere Siedlungen, die um Ilsfeld lagen, sind vermutlich im 14. Jahrhundert im Ort aufgegangen, so daß eine Großmark entstand. Die Markung betrug bis zur Gebietsreform mehr als 1700 ha, war also weit größer als die Markungen der umliegenden Dörfer mit ihren 600 bis 900 ha Bodenfläche. Aussiedlerhöfe waren Wüstenhausen, das bis vor kurzem noch zu Ilsfeld gehörte, und der Ort Schotzach, der sich im 15. oder 16. Jahrhundert weitgehend selbständig machen konnte und erst neuerdings bei der Gebietsreform wieder zu Ilsfeld geschlagen wurde.

Der Flecken Ilsfeld, der durch Mauern und Türme befestigt war, brannte im Dreißigjährigen Krieg ab, danach nochmals 1904 und am Ende des Zweiten Weltkriegs. Als Fleckenzeichen führt die Gemeinde einen Baum, der vermutlich die Gerichtslinde zum Vorbild hat. Auf dem Dorfsiegel von 1468 ist ein Laubbaum in einen Schild gesetzt, darüber steht das Hirschgeweih als Zeichen der württembergischen Herrschaft. Sämtliche Marksteine von Ilsfeld tragen das Fleckenzeichen, vom ältesten bekannten von 1599 bis zum jüngsten datierten von 1853. Spätere Steine führen lediglich die Bezeichnung MI – Markung Ilsfeld.

Die früher üblichen Flächengrenzen Wald, Sumpf oder Ödland wurden im ausgehenden Mittelalter

Abb. 1: Baumhöhe 21 cm, vermutlich 16. Jahrhundert



Abb. 2: Baumhöhe 35 cm, vermutlich 16. Jahrhundert



aufgegeben, weil durch meist langanhaltende Streitigkeiten über Besitz- und Nutzungsrechte genau festgelegte Grenzlinien notwendig geworden waren. Bäume und Pfähle als Grenzmarken standen auch an der Ilfelder Grenze, wie dies immer wieder in alten Protokollen und Berichten erwähnt wird. Bald ging man dazu über, die Grenzen dauerhafter zu kennzeichnen, Mitte des 16. Jahrhunderts war zumindest ein Teil der Ilfelder Grenze versteint. Ein Hinweis auf einen frühen Grenzstein dieser Gemarkung findet sich im Altwürttembergischen Forstkartenwerk 1680–1687 von Andreas Kieser.<sup>1</sup> Hier ist auf einer Grenzlinie am Stubenwald ein Grenzstein eingezeichnet, dazu ein Baum und die Jahreszahl 1554.

Abgegangene oder beschädigte Marksteine sind stets durch neue ersetzt worden. Mehrfach findet man Steine mit derselben Baumdarstellung an verschiedenen Grenzabschnitten; sie sind gleichzeitig in Auftrag gegeben worden und tragen dieselbe Jahreszahl.

In den vergangenen zwei Jahren wurden die noch erreichbaren Grenzsteine der Ilfelder Markung erfasst und eine Anzahl davon fotografiert. Insgesamt konnten 30 verschieden bearbeitete Fleckenzeichen festgestellt werden. Die Vielfalt in der Darstellung des Baummotivs ist beachtlich, obwohl die noch vorhandenen nur einen Teil der Steine darstellen, die noch vor 40 Jahren an der Markungsgrenze anzutreffen waren. Aus der Feldflur sind fast alle Steine verschwunden. Nur in den Wäldern nördlich und südlich der Ortschaft haben sich die Steine, die

meist unscheinbar und vermoost sind, erhalten. Sie stehen heute unter Denkmalschutz.

Nach den Baumdarstellungen, die anfänglich stark stilisiert waren, zu schließen, ist das Zeichen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Laubbaum aufgefaßt worden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, besonders aber im 19. Jahrhundert, tritt der Nadelbaum als Fleckenzeichen auf Grenzsteinen auf. Das neu bearbeitete Dorfzeichen von Ilfeld zeigt jedoch wieder einen Laubbaum.



Aus der Anzahl der Fleckenzeichen wurden acht ausgewählt, die hier näher betrachtet werden sollen, wobei das Hirschgeweih, das auf fast allen Steinen über dem Baum angebracht ist, nicht berücksichtigt wurde.

Die ältesten Steine der Ilfelder Grenze stammen vermutlich aus dem 16. Jahrhundert. Der Baum in Abbildung 1 trägt auf kurzem Stamm eine breit ausladende Krone, die leuchterartig nach oben gebogenen blattlosen Äste sind regelmäßig angeordnet. Die Ausbildung des Baumwipfels ist wegen der Verwitterung nicht mehr zu erkennen. In der Krümmung der vier Wurzeln, von denen die beiden mittleren beschädigt sind, spiegelt sich die Krone in verkleinerter Form wider.

Abb. 3: Baumhöhe 18 cm, von 1717



Abb. 4: Baumhöhe 29 cm, von 1778



Das Zeichen ist durch Einhauen der Konturen und anschließendes Abrunden von Stamm, Ästen und Wurzeln als leicht vertieftes Relief gearbeitet; der obere Teil des Grenzsteins wurde vor einiger Zeit weiß angestrichen, um ihn im Wald leichter erkennen zu können. Durch die tief herabreichende Krone und den dadurch bedingten kurzen Stamm entspricht dieser Baum am ehesten der Form einer Linde. Die Struktur der Äste, die eigenartige Ausbildung der Wurzeln und die Symmetrie geben der Darstellung einen ausgeprägten Markencharakter. Die dicht aneinandergereihten Äste sind auch auf



einem Grenzstein zu beobachten, der im Rheinland nach 1662 gesetzt wurde.<sup>2</sup>

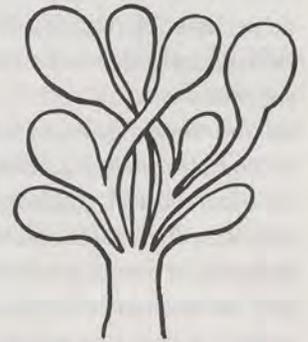
Der folgende Stein (Abb. 2) dürfte vermutlich gleich alt sein wie der vorige. Gerade Äste begleiten den größten Teil des Stammes, sie sind gleich lang und füllen den Stein seitlich bis zum Rand. Die kurzen oberen Äste folgen der Rundung des Steinkopfes.

Der Raum zwischen den Ästen ist durch einzeln abgesetzte Schläge gekörnt, die dadurch erzielte Punktierung erweckt die Vorstellung von Blättern. Der obere Teil des Baums ist frei gehauen, die Äste, links sechs, rechts neun, verlaufen nicht parallel. Auf der linken Seite sind sie steiler gestellt als auf der rechten Seite. Das läßt darauf schließen, daß der Baum auf dem geglätteten Stein vom Steinmetzen

nur andeutungsweise vorskizziert wurde. Der Wurzelstock ist im Verhältnis zur mächtigen Krone sehr klein gehalten und streng stilisiert. Stamm und Wurzeln sind durch Tieflegen der sie unmittelbar umgebenden Steinfläche herausgearbeitet und reliefartig behandelt. Beachtlich ist auch die Größe des Zeichens.

Von ganz anderer Art sind die Fleckenzeichen, bei denen die Krone durch Einzeldarstellung von Blättern gebildet wird. So setzen bei Abbildung 3 sieben langgezogene Blätter direkt am Stamm an. Der verhältnismäßig hohe Stamm wächst aus einem Wurzelstock, der fremd und unbeholfen wirkt und nicht recht zur Krone passen will. Stamm und Baumkrone sind durch Tieflegen des unmittelbar hinter dem Baum liegenden Grundes hervorgehoben, dieses Umfeld wurde vor einer Reihe von Jahren geteert.

Der Darstellung vergleichbar ist ein Lebensbaum am Dachgesims der Martinskirche in Plieningen bei Stuttgart, der ähnliche stilistische Merkmale aufweist; er stammt bereits aus dem 12. Jahrhundert.<sup>3</sup>



Naturalistisch aufgefaßt ist in Abbildung 4 der Stamm des Baumes mit einigen kurzen Ästen, die mit wenigen großen Blättern besetzt sind. Das Wurzelwerk beschränkt sich auf drei Wurzeln. Das Zei-

Abb. 5: Baumhöhe 22 cm, von 1742

Abb. 6: Baumhöhe 21 cm, von 1777



chen ist als Relief gearbeitet und steht geglättet auf gespitztem Feld.

Diese Art der Darstellung eines Laubbaumes ist häufiger zu beobachten. Der nebenstehende Vergleich stammt von einer Spielkarte des 15. Jahrhunderts aus dem süddeutsch-österreichischen Raum.<sup>4</sup>



Deutlich ist auch die gleiche schematische Darstellung der Wurzeln wie bei dem Fleckenzeichen erkennbar.

Im Gegensatz zu den vorigen Darstellungen stehen die Bäume der Abbildungen 5 und 6. Bei diesen Bäumen wird die Krone nicht durch die Summierung von Ästen oder Blättern gebildet, vielmehr wird der optische Gesamteindruck einer Krone wiedergegeben ohne Berücksichtigung ihrer Bestandteile, der Baum ist mehr Sinnbild als Abbild. Die Freude an barocken Schmuckformen ist offensichtlich, die ornamentale Wirkung der eingerollten jungen Farnwedel scheint auf den Baum übertragen worden zu sein, sie ist vor allem bei der Abbildung 5 sehr stark ausgeprägt. Tief aus der Mitte des Stammes wachsen links und rechts spiralig eingedrehte Wedel, zwischen denen einige einfache eingefügt sind. Kraftvoll austreichende Wurzeln erstrecken sich nach beiden Seiten, die beiden mittleren sind kurz gehalten. Das Zeichen ist in starkem Relief her-

ausgearbeitet und – wie auch der Untergrund – sorgsam geglättet.

Um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert wurden auf einem Relief in Schwärzloch bei Tübingen Bäume dargestellt, die gleiche spiralförmige Bewegung aufweisen.<sup>5</sup>

Ähnlich in der Auffassung ist der Baum auf der folgenden Abbildung, nur freier, lebhafter (Abb. 6).



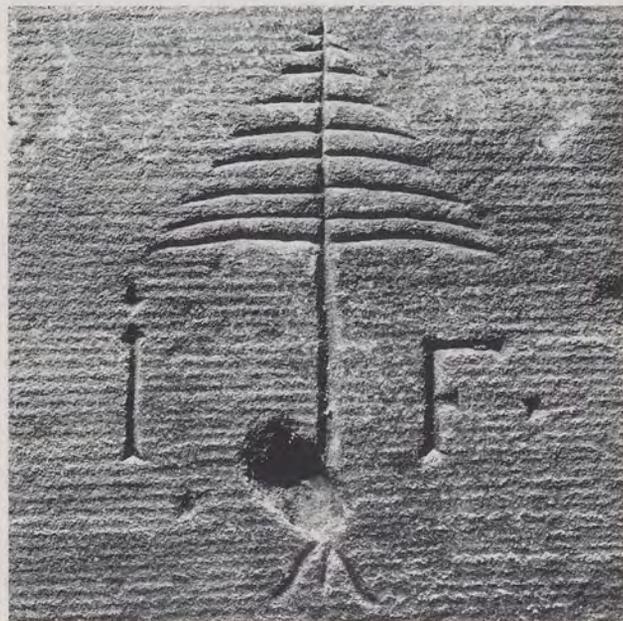
Der Stamm wird durch Linien begrenzt, die Krone durch leicht eingerollte seitliche Schwünge gebildet, deren verbreiterte Enden mit den Serifen der Buchstaben I und F übereinstimmen. Großer Wert wurde bei dieser Darstellung auf das Wurzelwerk gelegt, das in ebenso lebendiger Art, jedoch naturalistischer empfunden, mit der Krone korrespondiert. Das Zeichen, das linear in den Stein gehauen ist, läßt noch die Kohlestriche vermuten, mit denen der Baum auf die geglättete Steinfläche skizziert wurde. Der dadurch erzielte Gesamteindruck entspricht eher einer Zeichnung als einer Steinmetzarbeit.

1784 hat erstmals ein Steinhauer einen Nadelbaum als Ilfelders Zeichen auf einigen neu zu setzenden Steinen angebracht (Abb. 7). Auf walzenförmigem Schaft sitzt die kegelförmige Krone mit gut gezeichneter Binnenstruktur. Die von der gedachten Mittelachse ausschwingenden Äste liegen dachziegelartig übereinander. Die deutlich ausgebildeten Wurzeln

Abb. 7: Baumhöhe 29 cm, von 1784



Abb. 8: Baumhöhe 27 cm, von 1810



sind mit einer Mittelkerbe versehen, wie sie oft bei Palmettenbändern in mittelalterlichen Kirchen zu beobachten ist. Das Feld, aus dem der Baum in kräftigem Relief herausgearbeitet ist, verwittert im oberen Teil bereits stark.

In der Folgezeit sind noch mehrmals Tannen oder Fichten auf den Grenzsteinen angebracht worden, so auch der Baum auf Abb. 8. Als einfache Linie bildet hier der Stamm die durchgehende Mittelachse, von der die hochangesetzten Äste etwa rechtwinklig abzweigen, leicht geschwungen die unteren, die oberen mehr bogenförmig. Sie bilden in der Gesamtform eine kegelförmige Krone mit breiter Basis. Drei kleine Wurzeln schließen den Stamm ab. Der Baum ist linear auf einer waagrecht scharrierten Steinfläche eingerillt, der obere Teil des Steins ist geweißt. Bedingt durch den hohen Stamm und die dünne Einkerbung der Linien wirkt der Baum kraftlos, die Äste sind schematisch, die Wurzeln kümmerlich. Ein deutlicher Qualitätsabfall gegenüber dem Nadelbaum Abb. 7 ist unverkennbar.

Ein Baum gliedert sich in Stamm, Krone und Wurzelwerk, wobei die Krone das augenfälligste Merkmal für die Baumgattung ist. Die naturalistische Wiedergabe einer Baumkrone ist in Stein kaum möglich, der Steinmetz ist deshalb genötigt zu abstrahieren. Er konzentriert sich dabei entweder auf die Hervorhebung von Einzelformen, die stellvertretend für Blattwerk und Äste stehen, oder er versucht – unter Verzicht auf Einzelheiten – den optischen Eindruck einer Baumkrone hervorzurufen. Der Zwang zur Abstraktion hat hier über die Jahrhunderte hinweg und unabhängig von Stilrichtungen immer wieder zu ähnlichen Lösungen geführt. Wie weit die Stilisierung getrieben wird, hängt nicht nur von der Begabung des Steinmetzen ab, sondern auch von der Größe der Darstellung und der Struktur des verwendeten Gesteins. Bei der Bearbeitung von Grenzsteinen spielten sicher auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle; denn mindestens bei einer Neuversteinung wurde eine ganze Reihe von Steinen benötigt, die eine nicht zu aufwendige Behandlung des Motivs nahelegten.

Dem Steinmetzen standen im wesentlichen zwei Techniken zur Verfügung, die lineare und die des Reliefs. Schon Mitte des 15. Jahrhunderts, als man vereinzelt begann, die Grenzen mit Steinen zu mar-

kieren, wurden die wichtigeren Steine als Relief ausgeführt, bei der überwiegenden Mehrzahl der Steine waren die Zeichen jedoch in einfacher Strichmanier eingehauen. Auffallend bei den Ilfelder Steinen ist die Bevorzugung des aufwendigeren Reliefs im 18. Jahrhundert. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kehrte man zur einfachen Bearbeitung durch Einrillen zurück. Vergleiche mit Grenzsteinen aus anderen Landschaften zeigen eine parallele Entwicklung. Das Nachlassen in der Sorgfalt der Ausführung ist auffallend, ebenso der Verfall des Formempfindens, der mit einer gleichlaufenden Entwicklung in den übrigen Handwerkszweigen übereinstimmt.

Die Arbeitsweise der Ilfelder Steinmetzen oder, wie sie in der Heilbronner Gegend um die Mitte des 18. Jahrhunderts genannt wurden, der Steinhauer, fußte auf handwerklicher Tradition. Die Zeichen, die sie geschaffen haben, spiegeln ihr Können und ihre unterschiedlichen Temperamente wider. Eine Reihe von Baumdarstellungen, die an den Ilfelder Grenzen anzutreffen sind, können als Beispiele guter Steinbearbeitung gelten, andere wiederum sind kümmerliche Gebilde, die jedes Maß an Einfühlungsvermögen, aber auch an Können vermissen lassen.

Unter den in der Heraldik verwendeten Motiven kommen Bäume nicht eben häufig vor, sie treten daher auch auf Grenzsteinen nur vereinzelt auf. Das Ilfelder Zeichen war deshalb ein ebenso seltenes wie dankbares Objekt, hier über einige Jahrhunderte hinweg zu verfolgen, wie dasselbe Motiv für denselben Zweck immer wieder neu aufgefaßt und variiert wurde.

#### Literaturhinweise und Quellen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Altwürttembergisches Forstkartenwerk, Forst Reichenberg, H 107, Band 96, Blatt 761 und 770
  - 2 Teil einer Wappenfigur auf einem Güterstein des Peter Buschmann, Standort Rheinbreitbach, Haus Schwaben Heinrich Oster, Eigene Archivaufnahme
  - 3 BOCK, EMIL: «Schwäbische Romanik», Stuttgart 1973, S. 76
  - 4 HOFFMANN, DETLEF: «Die Welt der Spielkarte», München 1972, Abb. 32a
  - 5 BOCK, EMIL: «Schwäbische Romanik», Stuttgart 1973, S. 277
- Vgl. außerdem:  
CONRAD, OTTO: «Die Entstehung der Großmark Ilfeld», in: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein Heilbronn, Band 15 (1963), S. 122–141  
Ders.: «Schotzach – Ein Weiler von Ilfeld», in: Jahrbuch (wie zuvor), Band 28 (1976), S. 89–106

# Buchbesprechungen

## Aus Badens Geschichte

LANDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Badische Geschichte**. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1979. 392 Seiten, 148 Abbildungen und zahlreiche Kartenskizzen. Leinen DM 45,-

Die Integration Badens und Württembergs in den Südweststaat ist zwar weitgehend geglückt; dennoch fehlt es nicht an immer noch deutlich sichtbaren Nahtstellen. Um das Allernächstliegende nur zu nennen: neben der Zeitschrift *SCHWÄBISCHE HEIMAT* gibt es eine «Badische Heimat», herausgewachsen aus der Zeitschrift «Mein Heimatland», glücklicherweise nicht mehr mit diesem Namen. Auf beiden Seiten der einstigen Landesgrenze sollte mehr Kenntnis gewonnen werden von dem, was das einstige Baden und das einstige Württemberg ausmacht. Hand aufs Herz: die Württemberger kennen wohl den badischen Schwarzwald und Heidelberg mit der Schloßruine, aber auch die Atmosphäre Mannheims, Karlsruhes oder Freiburgs?

Die Landeszentrale für politische Bildung hat in Ergänzung ihrer Informations- und Bildungsarbeit etwas Gutes getan, indem sie nach anderen wichtigen Publikationen – etwa über die drei großen Parteien in ihrer Landesausprägung – ein Buch über die badische Geschichte herausgab. In der Tat soll das Buch, wie es im Vorwort heißt, eine Lücke ausfüllen, weil es eine Darstellung wie die von Karl Weller, Ernst Müller oder Ernst Marquardt für Württemberg für Baden bisher nicht gab. Denn Stiefels ganz anders angelegtes «Baden», ein für die Zeit von 1648 bis 1952 in zwei wuchtig unhandlichen Bänden mit insgesamt mehr als 2000 Seiten fast lückenloses Nachschlagewerk, ist in seiner trocken additiven Methode kein Buch zum Lesen. Demgegenüber ist der hier besprochene Band eine spannende, freilich verschiedenartig akzentuierte Lektüre.

Der Titel «Badische Geschichte» entspricht nicht eigentlich dem, was das Buch enthält, das «Beiträge zur Badischen Geschichte» heißen müßte, denn es ist aus einer Vortragsreihe entstanden, die 1977/78 an der Universität Freiburg stattgefunden hat. Dadurch ist, wie im Vorwort auch ehrlich bekannt wird, das Buch nicht aus einem Guß; es verrät in den einzelnen Vorträgen, deren Form kaum verlassen wurde, die Mannigfaltigkeit in der Forschungstechnik, im Darstellungsstil und im Bewertungsmaßstab. Dennoch wird insgesamt eine Geschichte Badens geboten von der Gründung des Großherzogtums 1802 bis heute, wobei den ersten Abschnitt bis 1848 Lothar Gall, die politische Geschichte von 1850 bis 1918 Bernd Ottnad, den Zeitraum von 1918 bis 1933 Hans-Georg Zier, das Land Baden im Dritten Reich Hugo Ott und die politische Entwicklung in der Nachkriegszeit mit den Auseinandersetzungen um den Südweststaat für Südbaden Paul Ludwig Weihnacht, für Nordbaden Paul Sauer übernommen haben.

In diese Kapitel sind eingefügt vier besondere Abschnitte, die die 48er Revolution (Franz Xaver Vollmer), den badischen Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus (Josef Becker), die wirtschaftliche und soziale Entwicklung im 19. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (Hugo Ott) und die besonderen wirtschaftlichen und sozialen Probleme des Grenzlandes (Hermann Schäfer) behandeln. Ob diese vier Sonderkapitel nicht richtiger in die Darstellung des Ablaufs der badischen Geschichte hätten eingearbeitet werden können, darf gefragt werden. Als Vorträge waren sie mit ihrer besonderen Thematik getrennt von der Gesamtentwicklung berechtigt. Auch sind die 48er Revolution oder der Kulturkampf so geschlossene Fragenkomplexe, daß sie besondere Betrachtungen rechtfertigen, die aber natürlich Überschneidungen, auch Wiederholungen nicht ausschließen. Mindestens die Grenzlandproblematik hätte richtiger ihren Platz in der politischen Geschichte von 1918 bis 1933 gefunden, so wenig von dem abzudingen ist, was an Belastungen durch die Rückkehr des Elsaß nach Frankreich, auch durch die weite Teile Badens berührende Entmilitarisierung entstanden ist; das wirtschaftliche Gefälle von Württemberg nach Baden war besonders in den Krisenjahren 1930 bis 1932 evident, die Arbeitsmarktlage in Mannheim zum Beispiel wesentlich bedrückender als in Stuttgart.

Der Beitrag Otts über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung wird durch aufschlußreiche Schaubilder und Tabellen ergänzt, etwa die Ausdehnung der Kapazitäten der Kraftwerke von 1890 bis 1914 betreffend oder die verschiedenartige Entwicklung der Arbeitslöhne in der Textil- und Tabakindustrie oder die Verteilung der Arbeiter nach Branchen mit der einseitig dominierenden Schmuckindustrie in Pforzheim oder der Textilindustrie in Lörrach wie umgekehrt die relativ gute Mischung der verschiedenen Industrien in den Handelskammerbezirken Karlsruhe und Mannheim. Leider fehlt die Darstellung der Rheinschiffahrtsakte, auch des Baus der von allen Badenern geliebten Schwarzwaldbahn, Gerwigs genialer Gebirgsbahn, der die kürzere und billigere Trasse über das württembergische Schramberg durch Kehrtunnel bei Triberg vermied! In der Beschreibung der Grenzlandprobleme wird zwar die Besetzung Offenburgs und Appenweiers durch französische Truppen im Februar 1923 erwähnt mit der dadurch bedingten Unterbrechung der Rheintallinie; die Tatsache aber, daß schon nach wenigen Tagen in einer auch von der Schweiz bewunderten Umleitungstaktik über das Höllental, Donaueschingen, Hausach, Freudenstadt beziehungsweise Neckar- und Nagoldtal, wenn auch mit großen Umwegsverlusten, die Franzosen überspielt wurden, findet nur auf einer Kartenskizze andeutenden Niederschlag. Ob im übrigen der Übergang der badischen Staatseisenbahnen auf das Reich und damit deren Eingliederung in die Deutsche Reichsbahn ein – wie Zier meint – reines Verlustgeschäft für Baden war, mag

fraglich sein; die deutschen Eisenbahnländer waren mindestens nachträglich froh, auf diese Weise von den Betriebsverlusten und dem großen Investitionsnachholbedarf entbunden zu sein.

An dramatischen Einzelheiten, die nur mit wenigen Beispielen erwähnt werden sollen, fehlt es nicht: die Spannung zwischen der Regierung und dem Kammerliberalismus in den ersten Jahrzehnten des Großherzogtums mit den Versuchen einer Revolution von oben durch die Regierung gegen die bürgerlich liberale Bewegung, oder der Häcker- und Struwe-Aufstand 1848 und 1849 mit Feldzugskarten und zeitgenössischen Darstellungen (wobei nicht eigentlich zu erkennen ist, warum diese Revolution in Württemberg so friedlich verlief und ob für die badischen politischen Emotionen französische Einflüsse dominierend waren), oder die Konkordatsunterzeichnung 60 Jahre nach dem badischen Kulturkampf, wobei der schon ernannte Gauleiter Robert Wagner sich ganz zurückhielt, um die Unterschrift unter das Vertragswerk durch den Nuntius nicht scheitern zu lassen. (Nur zwischen den Zeilen ist erkennbar, ob Wagner, der nach 1940 auch Funktionen in dem für kurze Zeit wiedergewonnenen Elsaß wahrnahm und am liebsten Straßburg zu seiner Residenz erklärt hätte, nicht insgesamt zu den einigermaßen erträglichen Parteifunktionären gehörte; war er jedenfalls anderer Art als etwa Mutschmann in Dresden.)

Eindrucksvoll bleibt die große Zahl der aus Baden stammenden profilierten Reichspolitiker: Nach Prinz Max, dem letzten kaiserlichen Reichskanzler, und Friedrich Ebert, dem ersten Reichspräsidenten, Joseph Wirth, Konradin Fehrenbach, Hermann Dietrich und Heinrich Köhler, die alle eine ausführliche Würdigung und Porträtiertung verdient hätten.

Das Buch soll, so sagt es das Vorwort, nicht nur für Badener geschrieben sein. Aber eben deshalb vermißt man schmerzlich neben den schon genannten Einzelheiten mindestens zwei wichtige Themenbereiche. Einmal die badische Selbstverwaltung mit ihren eigenen Ausprägungen, mit den Besonderheiten des Kommunalwahlrechts, aber vor allem mit den großen Oberbürgermeistern, in Mannheim etwa Otto Beck (von 1891 bis 1908), Hermann Heimerich (von 1928 bis 1933 und noch einmal nach dem Tod von Cahn-Garnier von 1949 bis 1955) und Hans Reschke (von 1955 bis 1972); aber auch Richard Kunze in Rastatt oder Karl Heitz in Offenburg – von den im Dienst stehenden nicht zu reden. Daß Mannheim nicht nur aus Kranen, Quadraten und Kontoren besteht, sondern ein höchst eindrucksvolles Kulturzentrum darstellt mit Schloß, Jesuitenkirche, dem Nationaltheater (seit der Räuberuraufführung am 13. Januar 1782 weitberühmt), mit seiner Kunsthalle, erst nach der Jahrhundertwende von Fritz Wichert begründet, dem es gelang, die mehr als 90000 Mark für Manets «Erschießung Maximilians» in 14 Tagen bei Mäzenen aufzubringen, mit dem Reissmuseum, den «Mannheimer Heften» – einer der besten Städtezeit-schriften –. Und Furtwängler war sieben Jahre in Mannheim Generalmusikdirektor, der große Pädagoge Anton Sickinger war Mannheimer *Stadtschulrat* und hat mit seinen Schulreformen weit über diese Stadt hinaus gewirkt.

Die Universitäten – es mutet fast grotesk an – sind nur durch zwei politische Ereignisse in die Schilderung einbezogen, durch den unrühmlichen Fall Gumbel in Heidelberg in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und durch die Einflüsse der Nationalsozialisten auf die badischen Universitäten, mit dem Vorantreiben der Entwicklung durch Martin Heidegger und umgekehrt den Widerstandsbewegungen bei den Freiburger Professoren von Dietze, Eukken, Ritter, Bauer, Erik Wolf. Das aber sind Einzelheiten, während das Kolorit, das eigentliche Wesen der Universitäten Heidelberg und Freiburg in diesem Buch fehlt – ebenso wie die weit berühmten Professoren Kuno Fischer, Max und Alfred Weber, Gustav Radbruch, Gerhard Anschütz, Walter Jellinek, Friedrich Gundolf und Karl Jaspers in Heidelberg oder Karl von Rotteck, Karl Theodor Welcker, Gerhard Husserl, Erik Wolf und Arnold Bergstraesser in Freiburg, um wenige nur zu nennen, die mit anderen das Antlitz dieser hohen Schulen geprägt haben. Karlsruhes Politechnische Schule, 1825 gegründet, vier Jahre vor dem embryonalen Gebilde der Gewerbeschule in Stuttgart, ist die älteste Technische Hochschule in Deutschland!

Auch die Verlage Herder in Freiburg und Winter in Heidelberg tragen jeder in seiner Art große Namen. Zu dem schon erwähnten Mäzenatentum gehören die Geschwister Reiss in Mannheim und andere jüdische Familien, auch Daniel Henry Kahnweiler, später einer der großen Kunsthändler in Paris. Als die Heidelberger Akademie für ihre Publikationen eine gesicherte Basis suchte, stiftete die Firma Lanz eine Million, und zum Neubau des Nationaltheaters in Mannheim haben badische Mäzene wesentlich beigetragen. Sehr vermißt man auch anderes: Etwa die Majolikamanufaktur in Karlsruhe, die dortigen Malerschulen ebenso wie Wilhelm Trübner und Hans Thoma, vor allem aber Weinbrenner, den «Schinkel von Baden», der wohl mit Abbildungen vertreten, aber mit keinem Wort erwähnt ist, obwohl er Karlsruhe seinen heute noch sichtbaren Stempel als Städtebauer aufprägte und überdies eine «Schule» gründete, deren Architekten nach den Intentionen ihres Meisters diese weiterentwickelt haben; das badische Land mit Kirchen, Schulen und Amtsgebäuden aus der Zeit des Klassizismus zeugt davon. Auch der Jugendstil hat in Baden bleibende Spuren hinterlassen: der Karlsruher Hauptbahnhof mit seinem Ensemble um den Bahnhofsvorplatz, vor der Zerstörung bewahrte Wohnhäuser, Kirchen, der badische Bahnhof in Basel. Gewiß war Baden nicht so sehr ein Land der Dichter wie das benachbarte Württemberg, aber der mit nur zwei Zeilen erwähnte Johann Peter Hebel, Berthold Auerbach und Reinhold Schneider dürfen nicht übersehen werden.

Aber all das sind nur einzelne Beispiele für das, was in diesem Buch fehlt; denn daß Geschichte nicht nur politische, sondern ebenso Geistesgeschichte ist, darauf braucht heute kaum mehr hingewiesen zu werden; der Badener Franz Schnabel hat mit seiner «Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts» das schönste Beispiel gegeben!

Das Buch wird abgeschlossen mit einer von Ottvad zusammengestellten Zeittafel, die bis 1973 mit der Neugliederung des Landes reicht (mit kleinen Unrichtigkeiten,

etwa wenn der Beginn der Eroberung des Elsaß auf den 15. März statt auf den 15. Juni des Jahres 1940 verlegt wird), und einer guten Auswahl weiterführender Literatur sowie einem leider nicht ganz zuverlässigen Sach- und Personenregister, in dem Wesentliches fehlt oder unsystematisch dargestellt wird (einzelne Personennamen mit, andere ohne Berufsbezeichnung).

Diese Wünsche und Hinweise sollen weniger ein Monitum als eine Bitte darstellen, eine hoffentlich bald nötige zweite Auflage entsprechend zu ergänzen. Gerade das Schildern dieser geistigen Welt erweckt Verständnis und Liebe auch bei den Württembergern und kann beitragen zum weiteren Zusammenwachsen der beiden einstigen Länder, nicht nur staatsrechtlich, verwaltungsorganisatorisch, politisch, vielmehr in all dem, was Baden in seiner bezaubernden Vielfalt ist.

Der Verlag hat sich um die Ausstattung des Buches ein großes Verdienst erworben: 148 Illustrationen mit zeitgenössischen Stichen und Lichtbildern, die unter anderem auch den schönen Sitzungssaal der badischen Kammer festhalten, der kaum dem einstigen Stuttgarter Halbmondsaal nachsteht, aber auch Zeitungsausschnitte, Aufrufe, Flugblätter, Karikaturen, wobei leider die Wiedergabe des berühmten Häcker-Bogens fehlt: *Seht, da steht der große Häcker / mit der Feder auf dem Hut . . .* Der Wechsel der Zeiten wird durch Aufnahmen deutlich, die den Einzug der Leibgrenadiere in Karlsruhe im November 1918, den Abzug der letzten französischen Truppen 1930 aus Kehl, den Einmarsch der Wehrmacht im März 1936 in die entmilitarisierte Zone, das grauenhafte Zerstörungsbild von Pforzheim und den Einmarsch der amerikanischen Truppen in Mannheim und Heidelberg am 29. und 30. 3. 1945 wiedergeben.

Das Buch hilft – auch in seiner jetzigen, hoffentlich bald erweiterten Form – bei der gerechten Würdigung der badischen Geschichte und bei deren verständnisvollem Betrachten. Der Herausgeberin und den Autoren sei deshalb aufrichtig gedankt.

Theodor Pfizer

## Landeskunde in Bildern

MANFRED TRIPPS / LUDWIG WINDSTOSSER: **Baden-Württemberg im Wandel der Geschichte.** Verlag Günter Rüber Stuttgart 1979. 312 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden DM 98,-

Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES bei Bezug über Prof. Dr. Manfred Tripps (Reute-Allee 46, 7410 Ludwigsburg) 10% Preisnachlaß!

Vörweg: Hier gibt es eine Menge von ganz großartigen Bildern, die – gerade weil sie «nur» schwarz-weiß sind – Gegenstände über das Abbilden hinaus verdeutlichen. (Und dazu noch ungezählte Bilder, die man ohne Übertreibung hochkarätige Informationsträger nennen kann.) Meist sind diese Bilder nicht nur nach der zeitlichen Abfolge aufgereiht, sondern in einen Zusammenhang hineinkomponiert, der zusätzliche Aussagen vermittelt. Aber dafür ist dann schon nicht mehr der Fotograf Ludwig

Windstoßer zuständig, sondern der Textautor Manfred Tripps, der laut Impressum *das Bildkonzept erarbeitet* hat. An ihn müßten wir uns also halten, wenn's mal nicht so ganz überzeugend ist, dieses Konzept. Wenn schöne Bild-Zuordnungen etwa gelegentlich die dem Band zugrundeliegenden historischen Zuordnungen durcheinanderbringen. Oder wenn die Nazizeit nur mit Volkswagen und Autobahn ins Bild kommt sowie mit der Trümmerhinterlassenschaft und etwa noch mit dem *Wandbild «Krieg und Frieden» von Otto Dix . . . im Ratssaal seiner Heimatstadt Singen* (! – Ähnlich hieß es übrigens wenige Seiten zuvor: *der in Singen gebürtige Otto Dix!*). KZ-Friedhöfe hätte man fotografieren können (in Schörzingen u. a. gibt es m. W. sogar noch Reste des Lagers) und Gedenksteine für verschleppte und ermordete Juden oder auch deren verlassene Wohnviertel in Haigerloch, Buttenhausen und anderswo, oder die Tötungsbaracken von Grafeneck.

Aber auch in Details vermag der Text – man muß ihn lesen, weil es sonst keinerlei Hinweise auf die Bildanlässe und -inhalte gibt – nicht immer zu überzeugen. Nur ganz wenige Beispiele: da waren es mal wieder *die Römer, die den Weinbau ins Land brachten*, da wird ein Gegensatz konstruiert zwischen dem *Akademismus, der Tun und Lassen der Zisterzienser in Bebenhausen beflügelte* und Heiligkreuztal, das eine *echte Pflegestätte mystischer Frömmigkeit* gewesen sei; da heißt es, das Triptychon «Großstadt» von Otto Dix vermittele *einen vollgültigen Eindruck von den diametralen Gegensätzen der gesellschaftlichen Verhältnisse der «Goldenen zwanziger Jahre»* – das würde freilich stimmen, wenn nicht daneben ausschließlich das Mittelstück abgebildet wäre mit Musik und Tanz, mit Glanz und Talmi. Daß es hingegen vom «le Corbusier-Haus» heißt, es sei *noch heute kein (!) gültiger Maßstab für die Situation der Architektur zwischen 1925 und 1930*, wird doch wohl eher dem Druckfehlerteufel anzurechnen sein, der auch sonst immer mal wieder am Werk gewesen ist.

Doch zurück zu «Bildkonzept» und Text, die ja erklärmaßen eine bestimmte Absicht verfolgen: *Bilder und Text sollen vom Unterbewußten her durch ihre Metasprache ansprechen und einen gefühlsmäßigen Eindruck von der jeweiligen Epoche oder dem Geschehnis erwecken. So will der Band bewußt nicht auf der Welle der Bildbände mitschwimmen, die nur geschrieben wurden, weil Geschichte wieder «in» ist. Nein, er will vielmehr zu sinnvoller Freizeitbeschäftigung, zur «amateurhaften» Beschäftigung mit der Geschichte unseres Landes, unserer Heimat anregen, und zwar derart, daß sich die Menschen (zum Unterschied von der Freizeitindustrie der Massenmedien, die sie allein als Arbeitskraft wieder rekreieren) in ihrer Freizeit wieder als schöpferische Menschen betätigen, daß sie Entdecken lernen.* Eine löbliche Absicht, aber auf diese Weise nicht zu realisieren! Wer in der Landeskunde nicht sehr bewandert ist, wird vom zu sehr komprimierten Text immer wieder überfordert, weil er nicht genug Vorinformationen hat. Wer sich aber ein wenig auskennt, stolpert immer wieder über verknappte Formulierungen, in denen das Tatsächliche unkenntlich wird – so wenn man liest: *das von Mendelson erbaute Kaufhaus Schocken . . . heute «Horten»* – als wenn da nie was abgerissen worden wäre! Da aber das Konzept wohl erst für diesen Band entwickelt worden ist, sollte

man die Mängel seiner Verwirklichung nicht einfach nur als Mängel sehen, sondern als Anlässe für Verbesserung und Weiterentwicklung. Beeindruckend, inhaltsreich und schön ist dieses Buch trotz alledem. (Und mit den umfangreichen Registern kann man sich auch hindurchfinden, ohne unbedingt dem «Konzept» zu folgen.)

Willy Leygraf

## Aus der Geschichte

**THEO KIEFNER: Die Waldenser auf ihrem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland 1532–1755.** Band 1: Reformation und Gegenreformation im Val Cluson 1532–1730. Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1980. 535 Seiten, 30 Abbildungen, eine Faltkarte. Gebunden DM 68,-

Aus der in Heft 2/1978 (auf Seite 124) von Ernst Hirsch besprochenen Tübinger Dissertation ist dieser Band – als erster von den geplanten vier Bänden – hervorgegangen. Die Darstellung wurde überarbeitet und vor allem ergänzt durch weitere Dokumente. Der nächste Band soll über die erste – vorübergehende – Vertreibung (1685–1698) berichten, Band 3 wird die zweite – endgültige – Vertreibung und die Gründung der Kolonien in Deutschland (1698–1755) behandeln, und Band 4 soll für jede Kolonie eine Liste der Gründer enthalten mit allem, was man über sie und ihre Nachkommen bis etwa 1740 weiß. Wenn diese Arbeit vollständig publiziert ist, wird das vom Verfasser erarbeitete Material endlich der interessierten Öffentlichkeit leichter zugänglich sein und eine solide Grundlage abgeben für alle weitere Beschäftigung mit den Waldensern und – für uns vor allem – mit ihren Niederlassungen in Württemberg. (Red.)

**ALEX CARMEL: Palästina-Chronik 1853 bis 1882.** Deutsche Zeitungsberichte vom Krimkrieg bis zur ersten jüdischen Einwanderungswelle. 376 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Vaas Verlag Ulm 1978. Leinen DM 36,-

Seit der Veröffentlichung seiner Geschichte der württembergischen Templer in Palästina (1973) ist der israelische Landeshistoriker Alex Carmel hierzulande nicht mehr unbekannt. Nun zeigt er aufs Neue, daß und wie sehr Landesgeschichte gewinnen kann, wenn sie fähig und willens ist, über die eigenen Grenzen hinauszublicken. Aber man muß eben in Jerusalem und Stuttgart gleichermaßen zu Hause sein, um so israelischer und palästinensischer Landesgeschichte eine ihrer wichtigsten Quellen aus dem 19. Jahrhundert in der Württembergischen Landesbibliothek erschließen und um zugleich dem württembergischen Selbstverständnis ein wesentliches Zeugnis pietistischer Aktivität und kolonisationsistischen Missionseifers vorlegen zu können.

Die «Süddeutsche Warte» erschien seit 1845 als wöchentliches Organ der pietistischen Tempelgesellschaft um Christoph Hoffmann; 1877 wurde der Name in «Die Warte des Tempels» geändert, 1912 die Redaktion von Stuttgart nach Jerusalem verlegt. Carmel hat aus dieser Zeitung für seine Geschichte der württembergischen Templer geschöpft, er

wurde seitdem – nach eigenem Zeugnis – von Interessierten auf dieses Material angesprochen, und *weil mit der Zeit die Fragerei doch etwas lästig* geworden sei, legt er nun Auszüge aus der «Warte» von 1853 bis 1882 gedruckt vor. Da damals keine andere Zeitung regelmäßig und in solchem Umfang über Zustände und Entwicklungen in Palästina berichtete, erschloß er damit der palästinensischen Landesgeschichte eine ihrer ergiebigsten Quellen abseits der osmanischen Akten. Der politisch und wirtschaftlich desolate Zustand des Landes, die Eingriffe fremder Mächte und ihre Auswirkungen, Kolonisationsversuche aus Amerika, Rußland und Deutschland, die Anfänge jüdischer Siedlung und ihre frühen Kontakte zur nichtjüdischen Umwelt, von Sir Moses Montefiore und Karl Netter bis Petach-Tiqwah werden hier ebenso ausführlich (und zuweilen abweichend von der heutigen offiziellen Geschichtsschreibung) behandelt wie die Geschehnisse und Intentionen der Templer, ihre Verbindung zu den Gemeinschaften zu Hause, ihr Verhältnis zum beginnenden Imperialismus des jungen Kaiserreichs, ihre geistigen und geistlichen Grundlagen und ihre (kaum ausgesprochenen, aber in der Praxis vollzogenen) Wandlungen. Eine Quelle also sowohl israelischer Vor- wie palästinensischer Landes- und württembergischer Geistesgeschichte. Mit reichlich Material, welches festgefahrene Ansichten in allen drei Bereichen in Frage stellt. Weder ein Nur-Israeli noch ein Nur-Württemberger hätte dies fertiggebracht. Dem Herausgeber sei Dank dafür.

Friedrich A. Schiler

**MARIA SCHÜSSLER: Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg** während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. (Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.: Ludwigsburger Geschichtsblätter, Heft 30/1978). Kommissionsverlag J. Aigner, Ludwigsburg 1979. 125 Seiten, mehrere Abbildungen. Broschiert

Da mußte erst eine Absolventin der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg dieses Thema für ihre Zulassungsarbeit wählen; und die Buchhandlung Aigner mußte ihr 175jähriges Bestehen zum Anlaß einer Stiftung nehmen, um den Abdruck dieser Arbeit in den Ludwigsburger Geschichtsblättern zu ermöglichen, bis diese Lücke der Geschichtsschreibung gefüllt war! Ein typisches Beispiel für unseren «auswählenden» Umgang mit unserer jüngeren Geschichte – und zwar auch insofern, als es der Autorin offensichtlich nicht gelungen ist, Auskünfte von denen zu bekommen, die zusehend-wegsehend, unbeteiligt-beteiligt Zeugen und vielleicht Akteure jener Geschehnisse gewesen sind. Und so gibt es auch nicht den Ansatz zu einer Antwort auf der Autorin wiederholte Frage: Warum nahm man solches Unrecht hin?

Dreierlei Quellen (und damit Perspektiven!) bestimmen so die Darstellung: Dokumente der amtlichen Judenverfolgung, Veröffentlichungen in der NS-Pressen (vor allem der lokalen – und da ist es denn doch erstaunlich, wie viel jeder damals gewußt haben muß!) sowie nachträgliche Schilderungen von Ludwigsburger Juden, die emigrieren konnten oder – seltene Ausnahme! – die Deportation

überlebt haben. Die Erschließung gerade dieser letztgenannten Quellen bedeutet Schwierigkeit und Grenze der Untersuchung – und läßt die Verdienste der Verfasserin erkennen, die in vielen Fällen die Reserve der Übelebenden gegen alles Deutsche überwinden, Vertrauen finden und Auskunft bekommen konnte: *Es war im Grunde in ganz Deutschland das Gleiche und jeder Jude hat dasselbe erlebt in etwas anderer Fassung . . . Sie können sich vorstellen, daß wir diese schreckliche Zeit nicht vergessen können. Möge nie wieder so etwas über Deutschland kommen. Um dazu beizutragen, habe ich mir die Mühe gemacht, Ihnen davon zu erzählen. (Leider hört man hier, daß dort die bösen Kräfte wieder wach werden.)*

Ganz gleich, ob die NS-Maßnahmen und deren Auswirkungen geschildert werden oder Einzelschicksale – besonders ausführlich und exemplarisch die der Familie Elsas – oder ob eine *Namensliste der 1933 und danach in Ludwigsburg ansässigen jüdischen Bürger* 256 Namen und Schicksale aufführt, immer wird erkennbar: die Ungeheuerlichkeit des Geschehens ist mit den großen landesweiten Dokumentationen und Leidensstatistiken nicht abgedeckt, betroffen macht erst die Darstellung des Lokal-Konkreten, in der erkennbar wird, daß dies Ungeheuerliche mitten unter uns geschehen ist.

Willy Leygraf

JOCHEN THIES / KURT VON DAAK: **Südwestdeutschland Stunde Null.** Die Geschichte der französischen Besatzungszone 1945–1948. Verlag Droste Düsseldorf 1979. 148 Seiten, 173 Abbildungen. Leinen DM 46,–

Manches wird wie durch Rauchwolken und Staub gesehen: ungenau. Freudenstadt scheint als badische Stadt (S. 23) angesprochen zu werden, Freiburg gar als die Hauptstadt Badens (S. 27). Der Südwestfunk in Baden-Baden soll *auf einer Anhöhe* liegen, obwohl er sich an einem Abhang derselben niedergelassen hat (S. 29), zur *Abkapselung* zwischen Deutschen und Franzosen trug bei, daß diese sich *total abschirmten* (S. 29 – ja, ja, die Armut kommt von der Powerteh!). Aber zählen wir dergleichen nicht weiter auf, und auch nicht die Passagen, wo das Bemühen um nüchtern-sachliche Darstellung ohne Erfolg bleibt, auch nicht die dem Gegenstand wenig angemessenen fast lyrischen Passagen im Stil des gängigen Reisejournalismus. Das Wichtigste an diesem Buch sind die Bilder und dies ganz besonders, weil es – wie im Vorwort geschildert wird – für die französische Besatzungszone ungleich weniger dokumentarisches Material gibt als für das übrige Deutschland. Und diese Bilder sprechen zum größten Teil eine mehr als deutliche Sprache. Bei kritischer Ergänzung aus anderen Quellen können sie ihren Dienst tun z. B. als Illustrationen von Unterrichtsstunden über die jüngere deutsche Geschichte.

Willy Leygraf

**Württembergisch Franken.** Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Band 63. Schwäbisch Hall 1979. 268 S., 20 Abbildungen. Broschiert  
Die Reihe der Aufsätze beginnt Gerd Wunder mit genealogischen Hinweisen auf «Die Edelherrn von Weikersheim und Pfitzingen und die Anfänge des Hauses Hohen-

lohe» und besonders auf die verwandtschaftliche Zuordnung der Brüder Gottfried, Konrad und Heinrich von Hohenlohe, die Voraussetzung war für ihre außergewöhnliche Stellung und Leistung im Reichsdienst unter Kaiser Friedrich II. sowie für den Ausbau und die Ausdehnung ihrer Herrschaft in Franken. – Über «Neue Forschungen zur Baugeschichte von Schloß Langenburg» berichtet Gerhard Taddey; er gibt – vor allem anhand von Rechnungen – Anlaß zur Überprüfung, wenn nicht gar zur Korrektur der bisher allgemein akzeptierten Ansichten über die Phasen der Errichtung sowie über die beteiligten Baumeister und Handwerker von Schloß Langenburg. – «Der Deutsche Orden und die Kapuziner in Mergentheim (1628–1809) und in Neckarsulm (1638/63–1805)» ist der Titel einer besonders anmerkungreichen Untersuchung von P. Bernhard Demel OT., die vor allem auch die Person des Hoch- und Deutschmeisters Johann Caspar von Stadion würdigt. – Der Aufsatz von Wilhelm Pfeifer über «Die Hohenlohe in Böhmen, Mähren und Österreich» ist nicht etwa nur ein Beitrag zur Geschichte des Hauses Hohenlohe in seinen verschiedenen Linien; hier treten vielmehr eine ganze Reihe von charakteristischen Zügen süddeutscher Geschichte hervor, die sich aus der Orientierung nach Österreich ergeben; und mit Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg und Schloß Rothenhaus kommt auch die neuere Geschichte – insbesondere die der 40er Jahre ins Blickfeld. – Mit Ausführungen von Tadeusz Roslanowski über «Mittelalterforschung im Nachkriegspolen (mit besonderer Berücksichtigung der Stadtgeschichte)» wird ein Vortrag abgedruckt, der anlässlich der Veranstaltungsreihe «Begegnung mit Polen» in Schwäbisch Hall gehalten worden ist.

Johannes Wallstein

WILFRIED SETZLER: **Kloster Zwiefalten.** Eine schwäbische Benediktinerabtei zwischen Reichsfreiheit und Landsässigkeit. Studien zu ihrer Rechts- und Verfassungsgeschichte. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1979. 194 Seiten, 2 Abbildungen, zahlreiche Tabellen und Kartenskizzen. Leinen DM 48,–

Zwiefalten einmal ohne Kunst, Hirsauer Reform, Mittelpunkt romanischer Buchmalerei, ausführlicher Chronik aus frühester Klosterzeit – und wie die ausschmückenden Beifügungen alle heißen mögen. Vielmehr Zwiefalten von innen. Die Innenpolitik eines Kloster-Staates steht hier auf dem Prüfstand. Damit verschränkt: die Außenpolitik; denn der mächtige Nachbar Württemberg beharrte auf der Definition der «Landsässigkeit», was dem Kloster seine eigene Handlungs- und Entscheidungsfreiheit erheblich beschnitten hätte. Die Zwiefaltener hielten es statt dessen mit der «Reichsunmittelbarkeit», denn diese erlaubte Spielräume. Setzler kann aufzeigen, wo die Scharniere funktionierten und wo nicht. Die entscheidende Weiche in dieser Konstruktion stellte die Vogtei dar, die Eberhard im Bart 1491 nach dem Verzicht Österreichs in seine und damit in die württembergischen Hände bekam. Wie es dem Kloster gelang, gleichsam am Vorabend einer (in diesem Fall tödlich verlaufenden) Reformation diese Bindung und Klammerung aufzulösen bzw. abzuschütteln, wie

hier die verschiedensten Interessenlagen auch in der Kommunität der Mönche am Werk war, legt Setzler Schritt für Schritt (mit über 1300 Fußnoten!) dar. Schließlich half die juristische Formulierung weiter, denn das «Jus reformandi» war aus den jurisdiktionellen Rechten nicht mehr abzuleiten.

Was Setzler hier für den Zeitraum von einigen Jahrhunderten leistet, das wurde bereits in der Geschichtsschreibung des Klosters im 17. und 18. Jahrhundert in Angriff genommen (erinnert sei nur an den Prior P. Michael Knittel, den Setzler übrigens nicht erwähnt). Setzler hat diese rechtshistorischen Fragen mit viel Scharfsinn weitergetrieben und dabei ein imponierendes Gemälde entworfen, das ein Kloster nicht von seiner Schauseite, sondern sozusagen im Alltag und in der Auseinandersetzung mit den «Schutz»mächten zeigt.

Wolfgang Irtenkauf

## Von Ort zu Ort

HANS SCHNEIDER / MANFRED RICHTER: **Impressionen Freiburg im Breisgau**. 3., völlig erneuerte Auflage. Verlag Rombach Freiburg 1979. 206 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 45,-

Der Oberbürgermeister nennt dieses Buch in seinem in vier Sprachen abgedruckten Geleitwort einen *Wegweiser . . . , der in das Herz Freiburgs führt*. Auch die Bildunterschriften sind viersprachig: Ein Wegweiser vor allem also für Besucher, ein Erinnerungsband auch. Und deshalb: Impressionen, keine systematische und keine erschöpfende Darstellung; die poetischen oder malerischen Bilder herrschen vor. (Nur informierende Bilder fehlen nicht, stehen aber eher am Rande.) Freiburg präsentiert sich von seinen (vielen) freundlichen Seiten. Und dazu gehören nicht nur Sehenswürdigkeiten und charakteristische Partien wie Insel, Schwabentor und die berühmten Bächle, dazu gehören vor allem auch die Menschen, die diese Stadt beleben als Einwohner oder als Besucher. Inmitten immer wieder das Münster, ein Anlaß auch für vielerlei Fotografie und Bildpoesie. (Eine 6seitige Reportage über den Katholikentag 1978 fällt da z. T. aus dem Rahmen, was auch in den leicht «verrutschten» Bildunterschriften erkennbar wird.) Eine umfangreiche, von älteren Freiburg-Bildern aufgelockerte *Freiburger Stadtgeschichte in Jahreszahlen* von Franz Laubenberger und Hans Schneider ist manchem sicher eine willkommene Ergänzung, wenn sie auch bei genauerem Hinsehen in zweierlei zerfällt, in eine knappe Stadtgeschichte bis 1951 auf 25 Seiten und in einen wortreichen Hof- und Rechenschaftsbericht aus Rathaussicht von da bis zum ADAC-Jubiläum und zum Volksfest der französischen Garnison im Herbst 1979 auf rund 22 Seiten!

Johannes Wallstein

ROBERT LÖBL / HELMUT SCHREYER / WOLFGANG RUSCH: **Vorarlberg mit Bodensee** in Farben. Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien-München 1979. 192 Seiten, 80 Farbtafeln. Leinen DM 58,-

Viele schöne Bilder repräsentieren eine schöne Landschaft: Berge und Matten, Bauernhäuser und Kirchen, Burgen und Schlösser. Einführung und Legenden in vier Sprachen; die – meist nicht erst für dieses Buch geschriebenen – Texte: informativ, aber freundlich geplaudert. Man sieht: das typische Andenken-Buch für die Besucher einer «typischen Ferienlandschaft». Ein nicht gerade knappes – schon im Titel avisiertes – Kapitel behandelt «Österreich am Bodensee». Es ist legitim, von den ober-schwäbischen Beziehungen zu Vorarlberg zu sprechen, vor allem auch von den Künstlern aus Vorarlberg, die in den Vorlanden und drum herum so zahlreich und so nachhaltig tätig gewesen sind. Aber es ist eben doch amüsant zu beobachten, wie der Autor an sich halten muß, um nicht Kunst und Geschichte ganz Vorderösterreichs nach Vorarlberg «einzugemeinden».

Johannes Wallstein

## Lebensläufe

MARIA MÜLLER-GÖGLER: **Der Schlüssel**. Erzählungen und Novellen. Mit einem Nachwort von Martin Walser. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1979. 192 S., Ln. DM 19,80

Wer hat sich bloß diese Schutzumschlagschnörkelei ausgedacht mit dem Kloster im grünen Oberschwaben, mit dem nachdenklichen blonden Mägdelein (wohl aus besseren Kreisen; und belesen, wenn nicht gar gebildet), mit Blumenstrauß im blauen Krug und schön zentral platziertem roten Herzen? Deutlicher kann man an diesen Erzählungen von Maria Müller-Gögler wohl kaum vorbeitreffen! Sicher – all diese Elemente gibt es in diesen und anderen Werken der Autorin, aber nicht in so ungestörter Idylle. Vor allem Frauen gibt es, Frauen, die oft auch dann Inhalt und Verlauf der Geschichte ausfüllen und bestimmen, wenn Männer zu handeln meinen, während ihnen doch nur Worte bleiben und Gesten. Der Grund: immer wieder – und auch in den meisten Erzählungen dieses Bandes – betreibt Maria Müller-Gögler das, was Martin Walser in dem ebenfalls hier abgedruckten Text über die Autorin als *ihr Selbstentwicklungsprojekt* bezeichnet, die Verwirklichung eigener, eigenverantwortlicher Existenz in einer Gesellschaft, die von Männern bestimmt wird, von deren unbedingtem Anspruch – und nicht selten vom kläglichen Versagen der Männer. Und selbstverständlich ordnet Maria Müller-Gögler das alles ein in die Welt, mit der sie sich vorwiegend auseinanderzusetzen hatte: Oberschwaben, und dies nun vor allem in den bürgerlichen Schichten seiner kleinen Städte zwischen Leutkirch und Weingarten. Nur: an Idylle mag man da weniger denken – eher schon an die schmerzliche Deutlichkeit eines Föhn-tages.

Willy Leygraf

BERTHOLD SUTTER: **Der Hexenprozeß gegen Katharina Kepler**. Kepler-Gesellschaft Weil der Stadt 1979. 143 Seiten mit Abbildungen. Broschiert

*Ein altes, einfaches, ja geringes Weib – doch gering nicht als ein Mensch*, so endet dieses aufreibende Buch, in dem von

Hexen im allgemeinen und von einer Frau, die man als Hexe verschrie, im besonderen die Rede ist. Allerdings hätte man die 30 Seiten Einleitung, die das Hexenproblem ansprechen, viel knapper fassen können, denn sie setzen beim Leser zuviel voraus und sind in ihrer gedanklichen Auffächerung nicht leicht nachzuvollziehen. Aber gehen wir weiter zum Weg einer Mutter, die vom Ehemann verlassen, von den Kindern mit Ausnahme des Johannes links liegengelassen wurde, einer Frau, die man *zänkisch und streitsüchtig* nannte – kurz: *doch nicht gering als Mensch*. Wir werden in einen Dschungel geführt, in dem schließlich unzählige Personen des Landes schemenhaft auftauchen und verschwinden – ein Reigen des Schauers, der Qual und des menschlichen Abgrunds. Viel böses Tun wird hier aufgeblättert, menschlicher Schmutz in Kübeln ausgeleert, vor all dem steht jedoch die Treue des Sohnes. Wie Kepler um seine Mutter ringt, ist in dieser Art beispiellos, obwohl er *nicht mütterliche Liebe, sondern die herbe Zucht der württembergischen Klosterschulen* erfahren hat. Vielleicht gerade deswegen?! Man sieht: dieses Buch zwingt zum Nachdenken, weil so viele Nachtseiten aufscheinen – es ist, wie gesagt, eine aufreibende Lektüre.  
Wolfgang Irtenkauf

**Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg**, 133. Jahrgang, Stuttgart 1978. 238 Seiten, Abbildungen. Broschiert

Aus dem vielfältigen Inhalt dieses Heftes sei ein Aufsatz besonders hervorgehoben, weil er über den Kreis der naturwissenschaftlich Interessierten hinaus Beachtung verdient. In ihm beschäftigt sich Walter Carlé mit der «Rolle des Königlichen Bergrates Dr. h. c. Friedrich August von Alberti in der Entwicklung von Geologie, Salinen- und Bergbaukunst». Damit werden wichtige Kapitel der württembergischen Wirtschaftsgeschichte aufgeschlagen, die vor allem von den Salinen in Schwenningen und Rottweil handeln (dort hat von Alberti 30 Jahre gewirkt) und vom Salzbergbau in Friedrichshall-Jagstfeld. In der Geologie ist nicht nur seine Formulierung «Trias» allgemein gebräuchlich, auch die Alberti-Bank im Lettenkeuper und sieben Fossilien wurden mit seinem Namen belegt. An der Berufung Quenstedts nach Tübingen war er ebenfalls beteiligt und damit an der Begründung der geologischen Wissenschaft in Württemberg.

Hans L. Voss

ROLF ITALIAANDER: **Hugo Eckener – ein moderner Columbus**. Die Weltgeltung der Zeppelin-Luftfahrt in Bildern und Dokumenten. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1979. 191 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen  
Zunächst ein Buch für Freunde der Luftfahrt – und der «leichter als Luft» besonders! Aber auch: ein Stück Technik-Geschichte. Und Zeitgeschichte ganz allgemein. Dies nicht nur, weil Eckener mit vielen Personen der Zeitgeschichte zusammengekommen ist (und hier nun mit ihnen zusammen abgebildet wird auf vielen dokumentarischen Fotos): Viele Äußerungen von Zeitgenossen (von Hermann Hesse bis Helmut Schmidt) lassen erkennen, welche öffentliche Aufmerksamkeit die Luftschiffe des

«verrückten Grafen» und ihre Fahrten gefunden haben. Rolf Italiaander, der den Fluggpionier bereits als 12jähriger Jungflieger kennenlernte und später mit ihm befreundet war, zeichnet mit sparsamem, aber kundigem Text ein Lebens- und Persönlichkeitsbild Eckeners. Vor allem baut er dieses Bild aus Äußerungen von Zeitgenossen und aus Bilddokumenten, die in dieser Vielfalt und Authentizität noch kaum sonst ein Kapitel Technik-, Verkehrs- oder Luftfahrtgeschichte haben anschaulich werden lassen. Für manchen Leser mag dabei überraschend sein, daß Eckener durchaus nicht nur ein qualifizierter Fluggpionier war: promoviert hatte er an der philosophischen Fakultät in Leipzig über *Die Schwankungen der Auffassung minimaler Sinnesreize*, 1908 schrieb er über *Arbeitermangel oder Geldknappheit*, in der Weimarer Zeit war er als Reichspräsidentenkandidat gegen Hitler im Gespräch – und 1945 war er Mitbegründer des Konstanzer «Südkurier» und zählte dann mehrfach auch zu dessen Autoren.  
Johannes Wallstein

## Natur und Landschaft

**Der Buchswald bei Grenzach** (Grenzacher Horn). – (Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 9). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1979. 462 Seiten, 172 z. T. farbige Abbildungen, 3 Kartenbeilagen, 109 Tabellen. Gebunden DM 48.–

Im äußersten Südwesten Baden-Württembergs liegt ein Naturschutzgebiet von besonderem Reiz, der Buchswald bei Grenzach, so genannt wegen der hier vorkommenden ausgedehnten Bestände des immergrünen Buchs. Beim ersten Blick in die Monografie, die sich mit diesem Naturschutzgebiet beschäftigt, möchte man meinen, nun sei die Welle der Mundartmode bis in den Naturschutz hinübergeschwappt, weil man hier nämlich zunächst alemannischen Gedichten begegnet, die zudem noch von einigen recht romantischen Zeichnungen begleitet werden. Aber dann findet man doch bald zum sachlichen Kern, den man von der Reihe dieser Monografien gewöhnt ist. Dem Historischen folgt sehr bald der Abschnitt über *Geologie und Klima*; und die weiteren sind überschrieben: *Weinbau und Vegetation, Aus der Tierwelt, Naturschutz*. Eine von Günter Schmid – dem Schriftleiter dieses Bandes – beigesteuerte Folge von Bildern aus dem Buchswald beschließt die vielseitige Darstellung.

Vielseitigkeit bedeutet jedoch nicht unbedingt Vollständigkeit: So ist im Vergleich zur Flora die Fauna weit weniger umfassend dargestellt (aus organisatorischen und technischen Gründen, wie der Schriftleiter in einer vorausgestellten Bemerkung schreibt). Trotz dieser Lücken kann der Band vermutlich die Hauptaufgaben erfüllen, die man an ihn stellt: Er inventarisiert zumindest einen Teil der im Gebiet vorkommenden Organismen, und – was wahrscheinlich wichtiger ist – er schafft es, den Wert des Gebietes und die Notwendigkeit seines Schutzes klar darzustellen. Nicht zuletzt ist das den vielen, zum Teil hervorragenden Photos zu verdanken.

Dennoch ist zu wünschen, daß man die Anregungen G. Schmidts aufnimmt, die eine oder andere Tiergruppe – z. B. die Schmetterlinge, Vögel, Wanzen u. ä. – genauer zu untersuchen. Nach den Besonderheiten der Vegetation – wie dem üppigen Vorkommen von Buchs, dem für die Bundesrepublik einzigen Vorkommen des Frühlingsahorns, den Linden- und Flaumeichenwäldern – zu urteilen, dürfen auch bei weiteren faunistischen Untersuchungen interessante Ergebnisse erwartet werden.  
Werner Bills

**Der Rußheimer Altrhein.** Eine nordbadische Landschaft. (Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 10). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1978. 622 Seiten, 276 schwarzweiße, 38 farbige Abbildungen, 102 Tabellen. Gebunden DM 48,- *Gewiß hat ja die Kultur, welche die ursprüngliche Natur vernichtet, uns so vieles gebracht, auf das wir heute nicht mehr verzichten könnten oder wollten. Aber den Naturforscher und Naturfreund beschleicht doch manchmal ein eigenes Gefühl, wenn er sich ausmalt, wohin diese immer weiter um sich greifende Naturzerstörung einmal führen muß.* Diese aktuell erscheinenden Sätze stammen zwar aus einem 1978 erschienenen Buch, genauer aus dem Vorwort (von H. Schönamsgruber) zu: «Der Rußheimer Altrhein», geschrieben wurden sie jedoch schon 1903 und zwar von dem Rheinforscher R. Lauterborn. Ihm ist dieser 10. Band der Reihe: «Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs» gewidmet.

Im ersten der insgesamt 17 Einzelbeiträge dieser Monographie stellt H. Mussall die Geschichte des Rheins im Gebiet der südlichen Speyerer Rheinniederung dar, die Abtrennung von Mäandern durch die Tullasche Rheinkorrektur in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die frühere Nutzung der Silberweiden in den Auwäldern als Korbweiden usw.; illustriert ist die Darstellung durch Photos und Ausschnitte aus alten Karten.

Die weiteren Beiträge betrachten den Rußheimer Altrhein von unterschiedlichen wissenschaftlichen Sachgebieten aus. Besonders hervorzuheben ist die Arbeit G. Philippis über die Vegetation des Gebietes. Man findet dort neben Artenlisten auch quantitative Angaben. Die Verbreitung von Wasserpflanzen ist in sehr übersichtlichen Skizzen dargestellt. Zahlreiche Photos, darunter auch Luftaufnahmen, informieren zusätzlich. Der Autor versteht es, auch Nichtfachleuten die Bedeutung des Gebietes vor Augen zu führen. Besonderheiten – wie das Vorkommen des Schwimmfarns, der Wassernuß und der Wilden Weinrebe – gehen in der Fülle nicht unter.

Die Arbeiten über die Fauna des Gebietes stehen der G. Philippis an Sorgfalt und Klarheit der Darstellung nicht nach. In größerem Umfang werden beschrieben: Schnecken und Muscheln, Spinnen, Wanzen, Käfer, Schmetterlinge und Vögel.

Daß der Rußheimer Altrhein erhalten bleiben muß, wird schon bei der Betrachtung der zahlreichen Photos von einzelnen Biotopen – ausgedehnten Röhrichten, Silberweiden-Urwäldern und stillen Wasserflächen – äußerst an-

schaulich; wie man sich diese schöne Landschaft erwandern kann, ist am Schluß des Buches in vier Exkursionsvorschlägen beschrieben.

Werner Bills

**Naturschutzgebiet Limberg am Kaiserstuhl.** Begleiter zum Wissenschaftlichen Lehrpfad bei Sasbach a. Rh. (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 2). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz. Karlsruhe 1978. 236 Seiten und 153 Abbildungen, davon 19 farbig; Beilage 79 Seiten und 45 Abbildungen, farbige Wanderkarte. Broschiert DM 15,- Das Naturschutzgebiet Limberg liegt im äußersten Nordwesten des Kaiserstuhles. Zum 1977 hier eingerichteten wissenschaftlichen Lehrpfad ist nun in der Reihe: «Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs» dieser Begleiter erschienen. Es handelt sich um eine Sammlung von Arbeiten namhafter Wissenschaftler zu sehr unterschiedlichen Themen, wie z. B. Geologie und Mineralogie, Landeskunde, Geschichte, Ausbau des Rheins, Wasser-, Land- und Forstwirtschaft, Weinbau, Pflanzenleben und Naturschutz.

Mit viel Einfühlungsvermögen verstehen es die Autoren, auf das Interesse besonders auch des Nichtfachmannes einzugehen. So findet man mehrere gezeichnete oder photographierte Panoramen z. B. des Breisgaus, des Schwarzwaldes, der Vogesen, die bis in die Einzelheiten erklärt sind; sogar die Meßstelle der Bürgerinitiative – Wyhl liegt nur 2 km entfernt – ist eingetragen. Geologische Profile und Kartenskizzen sind vereinfacht dargestellt; Landschaftsphotos sind unter entsprechender Bezeichnung in die Kartenskizzen eingetragen, und in der kulturgeschichtlichen Zeittafel sind wichtige Stichworte fett gedruckt. Viele häufige Pflanzen (nicht Raritäten, die den Laien weniger interessieren) wie z. B. Wolliger Schneeball, Bärlauch, Stinkende Nieswurz u. ä. sind abgebildet; eine allgemeinverständliche Einführung in den Weinbau findet sich ebenso wie eine ausführliche, mit Photos, Skizzen und Ausschnitten aus alten Karten illustrierte Darstellung der Tullaschen Rheinkorrektur.

Eine genaue Beschreibung des wissenschaftlichen Lehrpfades mit dem Text aller Tafeln und zusätzlichen Photos findet man in der handlichen Beilage; auch ein Ausschnitt aus der Wanderkarte 1:50000 des Schwarzwaldvereins ist beigelegt. Wer den Kaiserstuhl – und vor allem das Naturschutzgebiet Limberg – kennenlernen möchte: mit diesem Buch in der Tasche ist er sehr gut ausgerüstet.

Werner Bills

ECKHARD und BARBARA WILLING: **Optima-Projekt Kartierung der mediterranen Orchideen.** 1. Index der Verbreitungskarten für die Orchideen Europas und der Mittelmeerländer. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 14). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1979. 163 Seiten. Broschiert DM 24,- Orchideenliebhabern gibt diese Veröffentlichung eine

neue Hilfe zum Auffinden von Standorten. Die im Rahmen des Optima-Projekts «Kartierung der mediterranen Orchideen» erarbeitete Bibliografie verzeichnet alle erreichbaren Publikationen, die Verbreitungskarten der europäischen und mediterranen Orchideen enthalten. Daß jeweils angegeben wird, welches spezielle Verbreitungsgebiet dargestellt wird, versteht sich dabei fast von selbst. Unterschiede der Benennungen einzelner Arten in verschiedenen Ländern werden durch eine besondere «Liste der Arten» überbrückt. Publikationen, die Verbreitungskarten für mehr als drei Arten enthalten, sind in einem besonderen Verzeichnis aufgeführt. Querverweise und ein (von der Schriftleitung beigezeichnetes) Spezies, Subspezies und Varietäten erfassendes Artenregister erleichtern die Benützung.

Werner Bils

## Varia

WALTHER-GERD FLECK: **Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg**. Verlag Wolfgang Weidlich Frankfurt 1979. 316 S., 92 Abb., 8 Farbtafeln. Leinen DM 49,80

Die Auswahl ist subjektiv; das betont der Autor im Vorwort. Die freie Auswahl ließ ihn nicht den *ausgetretenen Pfad des sogenannten «repräsentativen Querschnitts»* gehen, sondern verhielt ihm Zeit und Muße zum sorgfältigen Studium jedes einzelnen Objekts. Nun, das eine sollte das andere nicht ausschließen. Und wer sich erstmalig orientieren will – das ist nicht der Fachmann, sondern der Laie –, wäre vielleicht dankbar für einen sogenannten repräsentativen Querschnitt. Man vermißt beispielsweise Schloß Neuenstein im Hohenlohischen. Ein zauberhaftes Wasserschloß, das im 13. Jh. begonnen und im 16. Jh. «im französischen Stil» erweitert wurde. Dieses Residenzschloß der Grafen von Hohenlohe ist historisch sicherlich bedeutender als das benachbarte Schloß in Öhringen, das der Verfasser dann mit sehr viel Liebe und Sorgfalt vorstellt. Zu loben ist das methodische Vorgehen. Für jede Burg und für jedes Schloß wird das historische Feld abgesteckt, in dem sich Kunst und Architektur entfalten. Die geschichtliche Abfolge verläuft dann durch die Landschaft und läßt den Leser unvermutet wieder vor einer Burg halt machen. Auch wenn er ins Hohenlohische ziehen möchte, sollte er doch vorher schnell noch das erste Kapitel lesen, das die Burg Württemberg behandelt. Oberhalb von Cannstatt erhob sie sich über dem Neckar. Walther-Gerd Fleck knüpft an die Beschreibung eine ausführliche Schilderung der württembergischen Geschichte – sie darf nun als Ouvertüre für sämtliche nachfolgende Burgen und Schlösser in diesem Raum gelten.

Ehrenfried Kluckert

ALBERT WALZER: **Wechselformen der Tracht in Württemberg**. (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Museumsverband Baden-Württemberg e. V.: Der Museumsfreund, Aus Museen und Sammlungen in Baden-Württemberg, Heft 16). Kommissionsverlag Hermann Rösler, Gmünder Straße 100, 7060 Schorndorf 1978. 28 Seiten,

96 Abbildungen als Lose-Blatt-Anhang. Zusammen in Pappmappe

Mancher Trachtenfreund mag diese Sammlung von fast hundert Abbildungen und den kenntnisreichen Text spontan als Fundgrube für seine Interessen, als Bestätigung seines Tuns und Sinnens begrüßen. Wenn er nicht unkritisch und unbelehrbar ist, wird er bald ins Nachdenken kommen und begreifen, was Albert Walzer in dieser kurz vor seinem Tod abgeschlossenen Arbeit vor allem an den Trachten von Betzingen und aus dem Ochsenfurter Gau, aber auch an Beispielen vom oberen Neckar und aus dem Kreis Freudenstadt demonstriert: *Die Tracht einer bestimmten Gegend, eines Ortes hat es so nicht gegeben. Es gab eine Reihe von ortstypischen Bekleidungsstücken, die aber in unterschiedlichen Kombinationen getragen wurden – je nach Gelegenheit, nach wirtschaftlichem oder gesellschaftlichem Status. Ganz abgesehen also davon, daß heutige – städtisch lebende – Kaufleute, Techniker, Arbeiter, Angestellte usw. sich verkleiden, wenn sie eine Tracht anziehen, die für die ländlich-dörfliche (also auch als Handwerker oder Lehrer meist noch Landwirtschaft treibende) Bevölkerung im 19. Jahrhundert typisch war: sie fixieren auch einen bestimmten Ausschnitt aus dem ganzen Spektrum der Wechseltracht und damit des früheren dörflichen Lebens – also etwa den sonntäglichen Kirchgang. (Aber in dieser Form der Tracht ging man eben früher nicht zum Kirbetanz!) Es ist also gut, wenn Hans-Ulrich Roller in der Einleitung eine Warntafel für unkritische Leser aufstellt: *Die Trachten waren Ausdruck einer ganz bestimmten Zeit, einer bestimmten sozialen Gruppe, sie waren an ganz bestimmte Funktionen gebunden – Werktag . . ., Sonn- und Feiertag, . . . Herausgelöst aus diesen historisch gebundenen Bezügen sind sie – heute getragen – nur noch folkloristische Kostümierung, historische Reminiszenz.* Und auch der letzte Satz dieser Einleitung sei zustimmend zitiert: *Vielleicht regt nun die vorliegende Untersuchung zu weiteren vertieften Einzel Forschungen oder auch zum Versuch einer umfassenden, quellenkritischen Darstellung der Trachtengeschichte in Württemberg an.* Willy Leygraf*

HELMUT HEISSENBÜTTEL (Hg.): **Stuttgarter Kunst im 20. Jahrhundert**. Malerei, Plastik, Architektur. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1979. 292 Seiten, 258 schwarz-weiße und 24 farbige Abbildungen. Leinen DM 48,- Malerei, Plastik und Architektur werden in ihren Zusammenhängen und Einzelentwicklungen vor dem Hintergrund der internationalen Kunstszene des 20. Jh. behandelt. Zahlreiche Autoren wie Peter Beye, Eugen Keulerleber oder Tilman Osterwold haben zu verschiedenen Sachaspekten Stellung genommen.

Glücklicherweise hat man den Rahmen nicht zu eng gespannt, sondern auch das geografische und geistige Umfeld Stuttgarts mit berücksichtigt. Immerhin müssen der Schweizer Itten oder der Reutlinger Grieshaber mit in die Überlegungen zur Entwicklung der Klassischen Moderne und der Aktuellen Kunst einbezogen werden. Karin von Maur stellt dann auch die internationale Bedeutung der beginnenden Abstraktion am Beispiels der Hoelzel-Schule heraus. Günther Wirth schildert anschließend

Stuttgarts Beitrag zur Kunst der Gegenwart. Er geht streng chronologisch vor – von Landenberger und Henninger zu Schöllkopf und Pfahler. Nun kann man sich natürlich fragen, was Landenberger mit der Kunst heute zu tun hat. Eigentlich nicht sehr viel, wenn man das Kapitel von Wirth gelesen hat. Betrachtet man aber die Abbildungen eingehender, dann fällt auf, daß einige aktuelle Künstler sich wieder dem «Realismus» – oft sogar in impressionistisch expressionistischer Manier – zuwenden. Als Beispiel wäre Schoofs zu nennen. Diese Querverbindungen zeigt aber Wirth nicht auf.

Das Kapitel über die Architektur der Nachkriegszeit in Stuttgart von Karl Wilhelm Schmitt möchte tatsächlich plausibel machen, daß Stuttgart architektonisch eine Art Idylle sei; ob alt oder neu, alles fügt sich dem harmonischen Wuchs – bis auf einige Schönheitsfehler wie z. B. der Kleine Schloßplatz. (Glücklicherweise begrenzt die Kamera den Ausschnitt, verkürzt das Teleobjektiv öde Straßenfluchten – rückt also weg, was stört.) Endlich erfährt man im Nachwort von Heißenbüttel, ob denn Stuttgart tatsächlich eine Kunststadt ist oder ob bloß Kunst in Stuttgart stattfindet. Er hat eine geniale Antwort gefunden: Wenn orientalische oder mittelalterliche Städte als «Kunstwerke» gelten, dann ist Stuttgart eine Art Versuchsgelände.

Ehrenfried Kluckert

## Weitere Titel

OTTO ROMBACH / MARTIN BLUMCKE: **Im Herzen Württembergs.** Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg, Enz und Bottwartal. Zweite, neu bearbeitete und ergänzte Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1979. 176 Seiten, 112 Abb., davon 15 farbig. Leinen DM 49,-

JOHANN JAKOB SCHNEIDER: **Das Badische Oberland.** Nachdruck der Ausgabe von 1841 mit einem Vorwort von Robert Feger. Verlag Rombach Freiburg 1979. 188 Seiten, 26 Stiche, 1 Karte. Broschiert DM 20,-

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Kreis Waldshut.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1979. 612 Seiten, 204 teils farbige Kunstdrucktafeln. Leinen DM 45,-

HELMUT MAURER: **Konstanzer Stadtgeschichte im Überblick.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1979. 90 Seiten, 32 Abbildungen, 1 Karte. Kartiert DM 14,80

EBERHARD MECKEL: **In Freiburg, um Freiburg.** Neubearbeitet von Walter Vetter. Verlag Rombach & Co. Freiburg 1979. 100 S., zahlreiche Abb., broschiert DM 5,-

WALTER STAUDENMEYER: **Calw in alten Ansichten.** (Reihe «In alten Ansichten»). Verlag Europäische Bibliothek Zaltbommel/Niederlande 1979. 78 Seiten, 76 Abbildungen. Pappband DM 26,80

GEORG MOSER (Hg): **Gottes Ja – unsere Hoffnung.** Ansprachen und Predigten im Jubiläumsjahr. Schwabenverlag Ostfildern 1979. 164 Seiten, 38 farbige und 12 schwarz-weiße Abbildungen. Pappband DM 19,80

HEIMAT- UND ALTERTUMSVEREIN HEIDENHEIM AN DER BRENZ E.V. (Hg): **Der Trichtinger Ring und seine Probleme.** Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstags von Professor Dr. Dr. h. c. Kurt Bittel am 9. Juli 1977 in Heidenheim an der Brenz. Heimat- und Altertumsverein Heidenheim 1978. 65 Seiten, 16 Abbildungen. Broschiert DM 12,80

ROLF KERN: **Jemand zugestiegen bitte?** Eine anekdotische Chronik über die Straßenbahnen Stuttgarts und anderswo in der Entwicklung von gestern bis heute – mit Zeichnungen von ULRIKE SCHMID. Selbstverlag Rolf Kern Stuttgart 1978. 173 Seiten, zahlreiche Abb., Pappband DM 18,-

BRUNO EPPLE: **reit ritterle reit.** Gedichte in der Mundart vom Bodensee mit Fotos von TONI SCHNEIDERS. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1979. 68 Seiten. Leinen DM 14,80

EDUARD SMETANA: **Was falld mr denn doo ae?** Gedichte im Stuttgarter Schwäbisch mit Grafiken von SABINE SAUTER. Eigenverlag Eduard Smetana Stuttgart. 64 Seiten, 3 Grafiken. Leinen DM 15,-

LUDWIG FINCKH: **Der Bodenseher.** Mit 16 farbigen Bildern von KARL STIRNER. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1980. 204 Seiten. Pappband DM 24,-

RUDOLF WEIT: **Ois oms ander.** Allerlei Schwäbisches. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1980. 141 Seiten. Pappband DM 9,80

PETER HERWIG (Hg): **Mit Schwaben durch das Jahr.** Verlag Herwig Göppingen 1979. 128 Seiten, 16 farbige Abbildungen von KARL STIRNER. Pappband DM 12,80

LISELOTTE BECKER (Hg): **Spitzbuben und Pfaffenhütchen.** Geheime Gutslesrezepte von Leserinnen der Stuttgarter Zeitung. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1979. 80 Seiten, zahlreiche Illustrationen. Pappband DM 8,-

ADOLF KÖBERLE: **Karl Heim – Leben und Denken.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1979. 151 Seiten, Abbildungen. Broschiert DM 14,80

## Die Autoren

dieses Heftes sind u. a.: die Heidelberger Sozialwissenschaftlerin DR. HEILWIG SCHOMERUS (vgl. auch die Besprechung ihrer Untersuchung «Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen» in Heft 3/1979, Seite 202); DR. RUPERT

WILD von der Paläontologischen Abteilung des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart in Ludwigsburg; der Freiburger Studienrat HERMANN EHRET, der schon durch eine Reihe von Veröffentlichungen über Immanuel Hermann Fichte hervorgetreten ist; PROF. KARL ERWIN FUCHS, der seit 1960 den Lehrstuhl für Grafik-Design an der Gesamthochschule Wuppertal innehat.



**Wer LBS  
bauspart, hat  
gut lachen.  
Denn mit  
qualifizierter  
Beratung lösen  
wir Probleme.**

Ob Sie sich zum allerersten Mal über das Bausparen informieren wollen, oder ob Sie mit kniffligsten Finanzierungsfragen kommen. Ob Sie Bau-Tips, Renovierungs-Ideen, Energiespar-Vorschläge oder Immobilien-Beratung suchen – unsere Berater wissen Bescheid und widmen sich Ihren Problemen mit großer Sorgfalt.

Denn als Bausparkasse der Sparkassen sind wir für alle da. Und wir wollen allen helfen, so gut wir können.

Vielleicht ist das der Grund, warum wir zur Nr. 1 bei der Bauspar-Finanzierung in Württemberg wurden.



**LBS** Landesbausparkasse  
Württemberg

Früher Öffentliche Bausparkasse

## Stuttgarter Kunst im 20. Jahrhundert

Malerei · Plastik · Architektur

DVA



Unter der Überschrift  
»Das musische  
Stuttgart« schreibt  
Clara Menck in der  
FAZ: »In dem reich  
bebilderten, sehr gut

gedruckten Buch  
werden selbst alte  
Stuttgarter noch  
Neues über ihre  
Stadt erfahren.«

292 Seiten  
mit 282 teils mehrfarbigen  
Abbildungen, DM 48,-

**DVA**

Deutsche Verlags-Anstalt

## Touristik '80

Hinaus in die Ferne,  
mit Sonderzügen der **DB**



Unser Sonderfahrtenprogramm  
enthält wieder viele Ein- und  
Mehrtagesfahrten in landschaftlich  
sehr schöne Zielgebiete.

Hier ein Ausschnitt aus unserem Programm  
»Der schöne Tag« für Wanderfreunde:

**Sonntag, 11. Mai 1980, von Schwäbisch Gmünd  
an den westlichen Bodensee nach Konstanz**

**Sonntag, 18. Mai 1980, von Wendlingen (N) in den  
Kaiserstuhl nach Endingen (Baden)**

**Samstag, 7. Juni 1980, von Weil der Stadt  
in die Ostalb nach Nördlingen**

**Sonntag, 15. Juni 1980, von Backnang in den  
mittleren Schwarzwald nach Triberg**

**Samstag, 21. Juni 1980, von Göppingen in den  
südlichen Odenwald nach Höchst**

Verlangen Sie bitte bei unseren Mitarbeitern  
in den Fahrkartenausgaben unsere Jahres-  
programme. Unsere Sonderzüge halten im Zielgebiet  
auf mehreren Bahnhöfen zum Ein- und Aussteigen.



Generalvertretung Stuttgart West  
Arnulf-Klett-Platz 2  
**7000 Stuttgart 1**  
Telefon (07 11) 20 92/55 80

**„Wer spart, wird vielleicht nicht reich.  
Aber wer nicht spart, bleibt auf jeden Fall arm.“**

Heidi M.,  
S-Geldberaterin



Übers Sparen gehen ja die Meinungen heftig auseinander.  
Häufig kann man hören: Sparen ist Unsinn,  
die Zinsen werden ja doch von den steigenden Preisen aufgeessen!  
Darauf kann man antworten, daß es durchaus möglich ist,  
entsprechend höhere Zinsen zu bekommen –  
bei entsprechend längerer Kündigungsfrist. Aber das ist  
nur ein Teilaspekt. Viel entscheidender ist: Sparen bedeutet  
Absicherung für den Fall des Falles. Bedeutet: etwas haben,  
wenn man's braucht. Und wer ist schon vor Überraschungen sicher!?  
Sparen ist ein Stück Komfort. Denn ohne ist man im Grunde  
allem ausgeliefert.

**Der S-Geldberater meint: Sparen ist nicht altmodisch  
sondern ein Stück persönlicher Komfort.**



wenn's um Geld geht  
**Sparkasse**

*Deutlich sind in jedem Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT (auf der zweiten Umschlagseite) der Name des Redakteurs und die Anschrift der Redaktion ausgewiesen. Erstaunlich, wie viele Zuschriften, die sich mit dieser Zeitschrift beschäftigen, an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND, an dessen Vorsitzenden oder an die Geschäftsstelle gerichtet werden oder sich an irgendwelche «Damen und Herren» wenden! Solches geschieht vor allem, wenn wer was gefunden hat, um übel- oder Anstoß zu nehmen. Was soll's: am Ende landet der Brief dennoch auf dem Tisch des Redakteurs! Nur: nach Ton und Stil sind derlei Briefe kaum je zum Abdruck im «Leserforum» geeignet, sie sind meist ganz und gar nicht auf Dialog angelegt – weder auf den Dialog mit der Redaktion noch auf den Dialog mit den Lesern. Wieviel fruchtbarer für alle Beteiligten könnten jedoch solche Korrespondenzen sein, wenn die verehrlichen Briefschreiber die Bitte des Redakteurs beherzigen würden: «Sind Sie zufrieden, sagen Sie's anderen; sind Sie's nicht, sagen Sie's mir!» Und außerdem: Im «Leserforum» sollte sich nicht alles immer nur im kleinsten Kreise um sich selber und um die Zeitschrift drehen: Alles, was in der realen schwäbischen Heimat zu diskutieren ist, kann und sollte in der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT diskutiert werden!*

*Doch zum Konkreten! Willy Baur, langjähriger Schatzmeister und heute Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, lenkt den Blick noch einmal auf die Anfänge des Heimatschutzes in diesem Lande:*

*. . . im Rückblick auf das siebzigjährige Bestehen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES bei den «Tübinger Tagen» sind die wesentlichen Anregungen zur Gründung des Bundes, die von Tübingen ausgegangen sind, gebührend gewürdigt worden. Es darf aber nicht ganz übersehen werden, daß für die Gründung des Bundes sehr starke und nachdrückliche Anregungen von Hohenzollern und vor allem vom Fürsten Wilhelm von Hohenzollern ausgingen. Der Bund führte ja auch in den ersten drei Jahrzehnten seines Bestehens den offiziellen Namen «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern». Zu den Vorgängen, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ein weitgehendes Interesse für Heimat- und Naturschutz hervorriefen, gehörte der Bau der Hohenzollerischen Landesbahn durch das Laucherttal. Der geplante Bau des Kopfbahnhofes von Sigmaringen im sogenannten Prinzengarten auf der Stadtseite und die Führung der Bahnlinie nach Überbrückung der Donau und der Strecke nach Ulm und Radolfzell über den Schönenberg fanden in der Bürgerschaft starken Widerspruch. Mit größter Besorgnis aber reagierte man auf die Bedrohung des kostbaren Bittelschiesser Tälchens, eines Lauchertdurchbruchs oberhalb von Bingen, neben anderen Verunstaltungen und Bedrohungen der Landschaft zwischen Sigmaringen und Gammertingen. Das entscheidende Gewicht erhielten die anfänglich unorganisierten Abwehrbestrebungen durch das energische Eingreifen des Fürsten Wilhelm, der sich nicht mit einem bloßen Protektorat begnügte, sondern persönlich seinen ganzen Einfluß für eine Modifizie-*

*rung der teilweise schon in Ausführung begriffenen Pläne einsetzte und die Gründung einer starken Landesgruppe Hohenzollern des Bundes für Heimatschutz anregte. Er entsandte in den Vorstand des Bundes den Geheimen Hofkammerrat Überle, der sich den Aufgaben des Heimatschutzes mit großer Umsicht widmete. So gut wie alle Beamten der großen fürstlichen Verwaltung traten dem Bund bei, neben ihnen die meisten Beamten der Regierung und der kommunalen Verwaltungen sowie Organisationen aller Art, darunter viele Gewerbevereine. Für das bedrohte Donautal schloß sich u. a. auch die Erzabtei Beuron an.*

*Ein großes Feld ergab sich weiter auf dem Gebiet des Vogelschutzes. In den fürstlichen Wäldern im weiten Umkreis wurden nicht nur Vogelhäuschen angelegt, die während des Winters regelmäßig mit Futter versorgt wurden, sondern auch weitem Nistkästen angebracht.*

*Sämtliche Schulen in ganz Hohenzollern traten dem Bund bei; mit vielen meiner Schulkameraden habe ich als Penäler nachhaltige Eindrücke des Heimatschutzgedankens erhalten. Dies um so mehr, als wir an den Bestrebungen vielfach aktiv beteiligt wurden. Wir füllten viele Fragebogen aus über Standorte seltener Pflanzen, besonders von Orchideen, aber auch von Naturdenkmälern aller Art. Auf meinen Wanderungen «durchs Ländle» zwischen Schwarzwald und Bodensee fand ich lebenslang bis heute zahlreiche Naturdenkmäler, die durch das Eingreifen des Bundes erhalten geblieben sind, neben anderen Schätzen an Fachwerkhäusern, Wirtsschildern, Feldkapellen usw. und bin stolz darauf.*

*Durch die Kreisreform ist Hohenzollern zur historischen Erinnerung geworden. Man darf also nicht vergessen, daß im «Ländle» ein sehr wesentlicher Beitrag zur Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern geleistet wurde, aus dem der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hervorgegangen ist.*

*Freundliches Echo fand Wolfgang Irtenkaufs erste «Wanderung in die Vergangenheit». So schrieb u. a. Realschulrektor Krülle aus Villingen-Schwenningen: Man wird ergänzen dürfen, daß der Name Hohenberg in der Geschichte des Hauses Habsburg im 19./20. Jahrhundert nochmals eine Rolle gespielt hat. Die morganatische Gattin des Erzherzogthronfolgers Franz-Ferdinand erhielt als geborene Gräfin Sophie Chotek durch Kaiser Franz-Josef den Titel einer Herzogin von Hohenberg, so daß dieser verschollene Name bis zum Attentat von Sarajewo für einige Jahre nochmals auftrat.*

*Ist anzumerken: Sicher könnte man zu so knappen Wandervorschlägen immer wieder dies und das ergänzen. Aber wir wollen deshalb keine Gewohnheit draus machen – und aus den Wandervorschlägen keine umfangreichen Abhandlungen. Gewiß sollen diese knappen Hinweise auf eher selten besuchte historische Stätten die Leser herausfordern – aber doch eher zum Wandern!*

**Einladung zur  
Mitgliederversammlung  
1980  
des SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES**

Sonntag, 9. November 1980  
14.30 Uhr, Stuttgart,  
Höhenrestaurant Schönblick

**Tagesordnung:**

1. Tätigkeitsbericht  
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht  
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht  
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Verschiedenes

Der Vorsitzende  
gez. Prof. Willi Birn  
Regierungspräsident i. R.

**Hammerschmiede  
Gröningen vom  
SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUND erworben**

(sh) In Heft 1/1980 berichtete Albert Rothmund über die Hammerschmiede bei Satteldorf-Gröningen und über die Absicht des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, dieses technische Kulturdenkmal zu erwerben, wiederherzustellen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Inzwischen ist der Kauf vollzogen und der Vertrag notariell beurkundet worden. Mit den sehr umfangreichen und kostspieligen Instandsetzungsarbeiten kann voraussichtlich noch in diesem Jahr begonnen werden. Den Grundstock für die Finanzierung bilden namhafte Staatszuschüsse. Auch aus der Wirtschaft und von Privaten sind bereits Spenden in ansehnlicher Höhe eingegangen. Das alles reicht

aber bei weitem nicht aus, um Grundstück, Gebäude und Einrichtung in angemessener Weise zu sichern und herzurichten. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ruft deshalb seine Mitglieder auf, als ideelle Miteigentümer sich durch Spenden an diesem Unternehmen zu beteiligen. Die Spenden werden erbeten auf das Konto Nr. 005007778 bei der Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim unter dem Kennwort «Spende Hammerschmiede Gröningen». (Alle Spender erhalten durch die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES eine Spendenbescheinigung.)

**700 Jahre Kerker  
sind genug!  
Hohenasperg  
soll Gedenkstätte werden!**

In seinem Buch über die «schwäbische Bastille» berichtet Horst Brandstätter über den ersten willkürlich dort oben Eingekerkerten, von dem wir den Namen wissen: Hartmann Graf von Grüningen; er wurde 1280 von seinem früheren Zögling und nunmehrigen Landesherrn auf die Burg Hohenasperg verbracht, dort starb er im September desselben Jahres.

Seit Jahren fordern einige Gruppen und viele einzelne Bürger, daß nach 700jähriger Kerkergeschichte aus der Festung Hohenasperg eine Gedenkstätte gemacht wird, in der veranschaulicht wird, wie immer wieder Unrecht, Willkür und Gewalt sich der Vorkämpfer für Recht, Demokratie und Freiheit durch Einkerkierung auf Hohenasperg entledigten. Nun soll für das Vollzugskrankenhaus ein Ersatz in Schwäbisch Hall gebaut werden. Der Zeitpunkt für die Errichtung einer Gedenkstätte wäre also günstig. Die Landesregierung will jedoch in dem Festungsareal eine sozialtherapeutische und eine offene Abteilung des Strafvollzugs einrichten. Es steht zu befürchten, daß nicht

nur die Lage dem Zweck dieser Einrichtungen wenig förderlich ist, sondern daß auch weitere Eingriffe in die Bausubstanz der Festung nötig werden.

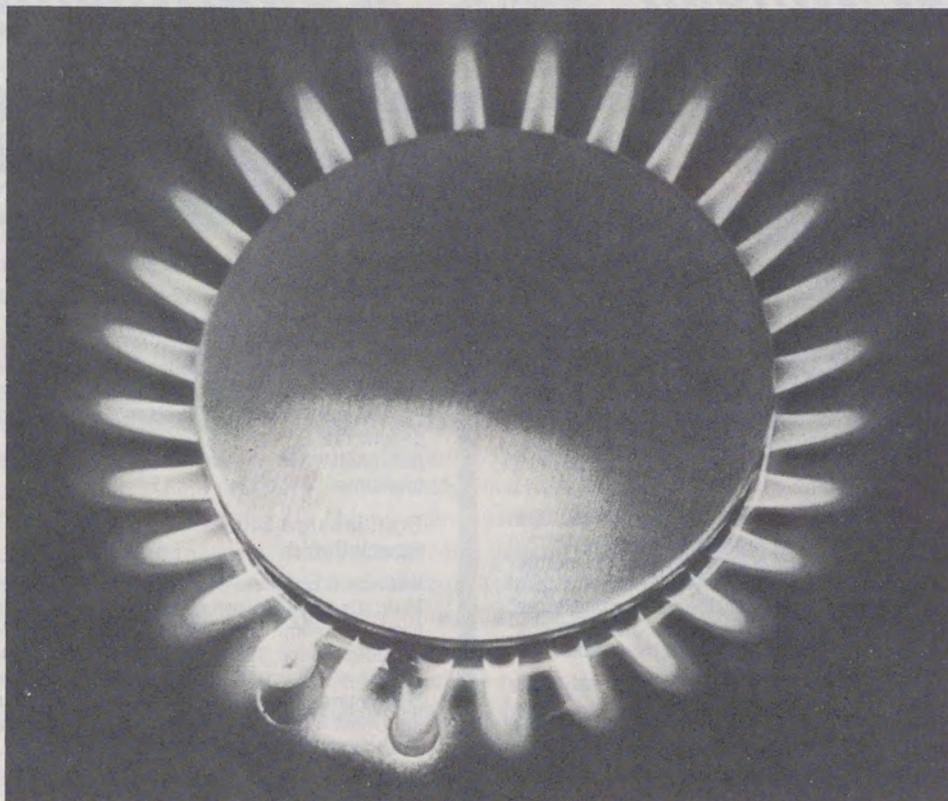
Der Touristenverein «Die Naturfreunde» hat schon am 17. Juni 1978 zusammen mit dem Verband deutscher Schriftsteller versucht, sowohl für diesen nationalen Feiertag als auch für die Feste Hohenasperg neue Inhaltsbestimmungen aufzuzeigen. Nun haben die «Naturfreunde» sich zum Sprecher all derer gemacht, die in Hohenasperg ein Denkmal vaterländischer Geschichte von hohem Rang sehen und es als Gedenkstätte ausgebaut wissen wollen. Neben einer Reihe von anderen Vereinigungen hat sich auch der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND an den vorbereitenden Erörterungen beteiligt. Bei der Aufgeschlossenheit seiner Mitglieder für Geschichte und für Familientradition hofft man besonders darauf, das eine oder andere Dokument etwa der demokratischen Bewegungen im 19. Jahrhundert – vielleicht als Leihgabe – an die künftige Gedenkstätte vermitteln zu können.

Willy Leygraf

**Klosterkirche Offenhausen  
soll Museum werden**

Eine Initiative von Bürgern und Politikern, der sich auch der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND angeschlossen hat, betreibt derzeit die vollständige Renovierung der ehemaligen Klosterkirche von Offenhausen. Im Frühjahr dieses Jahres werden unter Leitung des Reutlinger Hochbauamts zunächst die Fundamente und Mauern saniert. Gedacht ist an die spätere Einrichtung eines Reiter- und Pferdemuseums, das in so unmittelbarer Nähe zu Marbach sicher einem allgemeinen Bedürfnis entsprechen dürfte. Vor den wiederhergestellten Resten der hochgotischen Wandmalereien könnten dann auf der Nonnen-

# Die GVS sichert die Erdgasversorgung in Baden-Württemberg



In unserem Lande hat die Gasversorgung Süddeutschland (GVS) die Aufgabe übernommen, den Verbrauchern die »Energiealternative Erdgas« zu günstigen Preisen zu sichern. Seit Beginn des »Erdgaszeitalters« im Jahre 1968 hat sich der Verbrauch von Erdgas im Versorgungsgebiet der GVS versechsfacht. Jetzt werden über 250 Städte mit rund 800000 Haushalten und Tausenden von Industrie- und Gewerbe-

betrieben mit annähernd vier Milliarden Kubikmetern Erdgas pro Jahr versorgt. Und in den kommenden Jahren wird sich der Anteil von Erdgas am Primärenergieverbrauch weiter steigern.

Für Erdgas sprechen gewichtige Vorteile:

- Die hohe Heizenergie.
- Der Verzicht auf Vorratshaltung beim Verbraucher.
- Erdgas kennt – für den Verbraucher – keine

Beschaffungs- und Lieferprobleme.

- Erdgas braucht erst nach Verbrauch bezahlt zu werden.
- Erdgas ist genau regulierbar; es ist bequem zu handhaben.
- Erdgas spart Energie – denn Erdgas wird ohne Umwandlungsverluste vollständig und ohne schädliche Rückstände in Wärme verwandelt.

Gasversorgung Süddeutschland GmbH – GVS –

## erdgas

Energie für moderne Menschen



# Wein, Land und Leute



bilden in Württemberg  
einen Dreiklang voll Harmonie. Lieblich und  
abwechslungsreich die Landschaft, verläßlich  
und lebensfroh die Menschen, charaktervoll und  
ehrlieh die Weine. Genießen Sie eine der köst-  
lichen Spezialitäten in rot oder weiß.  
Probieren Sie auch den für Württemberg  
typischen Schillerwein.  
Dann werden Sie sogleich verstehen, warum  
es hierzulande heißt:

Fragen Sie nach  
diesen Weinen  
bei Ihren privaten  
Weinlieferanten,  
bei den örtlichen  
Weingärtner-  
genossenschaften,  
den Gebiets-  
kellereien oder  
bei der Württ.  
Weingärtnerzentral-  
genossenschaft eG  
in 7141 Mögglingen  
Tel. (07141)  
4 80 51

# Kennner trinken Württemberger

## J. Bader Badenia - Das Badische Land und Volk

Band I: 310 Seiten. Band II: 325 Seiten. Band III: 300 Seiten. Einzelband DM 35,-. Alle 3 Bände zusammen DM 90,-. Illustriert mit zahlreichen zeitgenössischen Kupferstichen und 7 farbigen Trachtenbildern nach Lithographien.

Napoleon gab 1810 dem Land Baden seine endgültige Form. Franken und Alemannen, Katholiken und Protestanten, große und kleine Herrschaften wurden in einem Tigel zusammengeschmolzen. Eine Landesbeschreibung mit literarischem und historischem Überblick wurde unbedingte Notwendigkeit. Diese Aufgabe übernahm seit 1839 bis in die Mitte der fünfziger Jahre Dr. Josef Bader in der "Badenia" genannten Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Landeskunde.

In über 80 Beiträgen entsteht ein farbiges, lebensvolles Bild der damaligen Zeit. Bader war der Mann der "Ersten Stunde" dieser Disziplin. Und so darf man seinem Werk manche Unzulänglichkeit nicht anlasten. Man muß sich vielmehr darüber freuen, daß in dieser "Basisliteratur" so viel wertvolles Material gesammelt wurde. (Wie in den "Württembergischen Oberamtsbeschreibungen" - im gleichen Verlag erschienen). Heimatfreunde und Wissenschaftler; Behörden und Büchersammler finden darin eine unerschöpfliche Quelle.

Als zweite Gruppe werden wir folgende Titel von Josef Bader veröffentlichen:

- BADENIA, Band IV - Fahrten und Wanderungen im Heimatland, Jhg. 1853, Umfang 359 Seiten, DM 35,-
  - BADENIA, Band V - Fahrten und Wanderungen im Heimatland, Jhg. 1856, Umfang 292 Seiten, DM 35,-
  - BADENIA, Band VI - mit 5 Lithos, Jhg. 1859, Umfang 629 Seiten, DM 58,-
  - BADENIA VII - Jhg. 1862, Umfang 623 Seiten, DM 58,-
- Bei Abnahme von Band IV bis VII Vorzugspreis DM 158,-



**Horst Bissinger KG, Verlag und Druckerei**  
Alte Stuttgarter Straße 39, Postfach 1148  
7031 Magstadt bei Stuttgart, Telefon 0 71 59/4 21 64

## Karawane Studien-Reisen

### Gehen Sie mit uns auf Entdeckungsreise.

Unsere Studien-Reisen führen Sie in landschaftlich und kunsthistorisch interessante Länder. Fachkundig geleitet, erleben Sie die unermeßlichen Kostbarkeiten benachbarter und ferner Reiseziele. Sie besuchen auch versteckt und abseits der üblichen Reisewege liegende Zeugnisse der Erd- und Kulturgeschichte.

Individualreisen, die sich deutlich vom «Massen-tourismus» abheben.

### Erstklassige Studien-Reisen vom Spezialisten.

Karawane Studien-Reisen gibt es seit 28 Jahren. Mehr als 2500 Reisen haben wir bis heute durchgeführt. Sie reisen in kleinen Gruppen (Gruppengröße ca. 20 bis max. 32 Personen) und mit Reisegästen, welche die gleichen Interessen haben. Unsere rechtzeitige und sorgfältige Planung und Organisation bis ins Detail macht für Sie das Reisen mit **Karawane** noch wertvoller und erlebnisreicher.

*Wissenschaftlich geleitet die Welt entdecken!*



**Programme und Verlagsverzeichnisse,  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



## BRILLEN Contact-Linsen

Optiker  
**PESCHKE**

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

empore Dokumente zur Geschichte der Bettelorden in Württemberg Aufnahme finden.

Unter den erhaltenen Klosterbauten des Landes nimmt Offenhausen an der Lauter eine besondere Stellung ein. Weniger kunst- denn kulturhistorisch läßt sich an der nahezu schmucklosen Kirche das 300jährige Wirken der Bettelorden in Altwürttemberg nachvollziehen. Während sich Franziskaner, Dominikaner und Augustinereremiten seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert bevorzugt an den Schaltstellen des Fernverkehrs, d. h. in den Städten, niederließen und sich mit ihren Bauten der räumlichen Enge anpassen mußten, kamen nur wenige Niederlassungen auf dem Land zu richtiger Blüte. Welche von diesen Klöstern die Demontage der Reformatoren ohne bauliche Schäden überstanden, fielen weitgehend danach wie Reutin, Steinheim und Weiler bei Esslingen Brandkatastrophen zum Opfer. In Oberschwaben litten die Kirchen erheblich unter dem Eingriff der späteren Baustile. Allein Offenhausen blieb nahezu ohne bauliche Änderung erhalten zunächst durch die Hartnäckigkeit der dort beheimateten Dominikanerinnen, später bedingt durch den Umstand, daß der Klosterkomplex unmittelbar nach der Reformation eine neue Verwendung fand: Die für die kleine Gemeinde viel zu große Kirche diente fortan als Heuschuber, im Konventsbau fand ein Gestüt Aufnahme.

Eine Wiederweihe im 17. Jahrhundert hatte für die Kirche keinen Bestand. Das noch verbliebene Inventar wurde in die benachbarten Pfarreien und Schlösser verteilt.

Als die evangelische Kirchengemeinde im Jahr 1955 an das Liegenschaftsamt herantrat mit der Bitte, die Kirche für den Gottesdienst wieder freizugeben, führte dies wenigstens zu umfangreichen Reparaturen am Dach, durch welche der weitere Verfall des gotischen Bauwerks verhindert wurde. Heute ist der Erhaltungszustand nach Meinung der Denkmalschützer (Dr. Merkelbach) keinesfalls hoffnungslos, wenn auch die Mauern angegriffen und die Fresken im Chor wohl weitgehend zerstört sind.

Rudolf Bütterlin

## Arbeitskreise zur Verwirklichung des Anhörungsrechts im Naturschutz

Die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz, der auch der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND angehört (Prof. Willi Birn ist Vorsitzender beider Vereinigungen), hat als Landesnaturschutzverband nach den Naturschutzgesetzen von Bund und Land ein Anhörungsrecht vor der Einleitung von Maßnahmen, die störend in Natur und Landschaft eingreifen. Um dieses Recht auf Anhörung und Beteiligung zu verwirklichen, hat die Aktionsgemeinschaft in verschiedenen Stadt- und Landkreisen Baden-Württembergs Arbeitskreise gebildet, die insbesondere die Stellungnahmen zu allen Maßnahmen im Sinne des § 29 BNatSchG künftig erarbeiten werden. Daneben werden diese Arbeitskreise künftig auch zu Neuplanungen, und zwar schon vor der Planfeststellung, Stellungnahmen und selbst eigene Vorschläge machen. Dazu teilt die Aktionsgemeinschaft folgendes mit: «Wir werden unsere Mitgliedsverbände bis zur Bildung solcher Arbeitskreise in den übrigen Stadt- und Landkreisen künftig nur noch dann um Stellungnahme bitten, wenn ein solcher Arbeitskreis noch nicht gebildet werden konnte. Wir gehen davon aus und haben die Mitarbeiter unserer Mitgliedsverbände in diesen Arbeitskreisen auch jeweils darauf hingewiesen, daß diese ihre Vereine, bei denen sie unmittelbar Mitglied sind, von den im Arbeitskreis erarbeiteten Stellungnahmen unterrichten. Mit dem Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland – Landesverband Baden Württemberg, dem gleichfalls das Anhörungsrecht gemäß § 29 BNatSchG zusteht, haben wir vereinbart, daß die in diesen Arbeitskreisen erarbeiteten Stellungnahmen von unserer Aktionsgemeinschaft als gemeinsame Stellungnahme zugleich namens des Bundes für Umwelt- und Naturschutz Deutschland – Landesverband Baden-Württemberg abgegeben werden, wenn diesen Arbeitskreisen auch Mitglieder des Bundes angehören. Wir danken unseren Mitgliedsverbänden sehr herzlich, daß

Sie uns zur Mitarbeit in diesen Arbeitskreisen ihre besonders qualifizierten Mitarbeiter benannt haben und noch benennen.» Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, die bereit und in der Lage sind, aktiv und kompetent im Arbeitskreis ihres Landkreises mitzuarbeiten, werden gebeten, dies der Geschäftsstelle mitzuteilen!

## Ideenwettbewerb Neckartor in Tübingen

Die Ortsgruppe Tübingen hat an dem städtebaulichen Wettbewerb zur Neugestaltung des ehemaligen Neckarmüllereigeländes und seiner Umgebung teilgenommen und damit an einem Verfahren, das bisher einmalig in der Bundesrepublik ist:

Mit der Ausschreibung hatte die Stadt Tübingen Vereine und bürgerschaftliche Gruppen – darunter die Ortsgruppe im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND – ausdrücklich aufgefordert, sich in Zusammenarbeit mit Architekten an dem Ideenwettbewerb zu beteiligen.

Beim Mitgliedertreffen im vergangenen Jahr wurden alle interessierten Angehörigen des HEIMATBUNDES eingeladen, im Arbeitskreis «Neckarmüllerei» mitzuarbeiten. Eine kleine Gruppe von 8 bis 10 Fleißigen traf sich dann regelmäßig zu Ortsbegehungen und Arbeitssitzungen. Folgende Probleme waren vor allem zu lösen: die Nutzung und Gestaltung des ehemaligen Neckarmüllereigeländes, (Wiederherstellung der Gaststätte?); die Neugestaltung des Geländes nördlich der Ecke Gartenstraße–Mühlstraße einschließlich des Treppenaufganges; die Aufstellung eines neuen Eberhardsdenkmals; der Bau einer Fußgängerbrücke zwischen Österberg und Schulberg und eines Fußweges entlang dem Neckar als Verbindung zwischen Schwabenhaus und «Zwingel». Zu klären waren auch Verkehrsfragen wie die Gestaltung der Einmündung der Gartenstraße in die Mühlstraße unter dem Gesichtspunkt der Reduzierung des Verkehrs (Einrichtung einer ständigen Buslinie in der Gartenstraße?), die Neuordnung der Flächenverteilung auf der

Eberhardsbrücke unter Einbeziehung der Bushaltestelle sowie die Neugestaltung der Mühlstraße mit Verbreiterung des Bürgersteiges und Sicherung des Radfahrverkehrs.

Vielfältige und komplizierte Aufgaben also, wie sie nur mit Hilfe von erfahrenen Fachleuten zu bewältigen sind. Dem Arbeitskreis gelang es, den Stuttgarter Architekten Gert Kilpper – Mitglied des erweiterten Vorstandes im SCHWABISCHEN HEIMATBUND – zu gewinnen, zusammen mit der Ortsgruppe an dem Wettbewerb teilzunehmen. Im Gegensatz zu anderen bürgerschaftlichen Gruppen wagten wir damit die Zusammenarbeit mit einem Architekten, der nicht unmittelbar aus den eigenen Reihen kommt und der nicht speziell mit Tübinger Problemen vertraut ist.

Beide Partner gingen an dieses Experiment mit einer gewissen Skepsis heran. Ist es doch nicht alltäglich, daß sich ein wettbewerbserfahrenes Architekturbüro mit engagierten Laien zusammentut, um mit ihnen Wünsche, Ideen und Nutzungskonzepte zu erörtern und weiterzuentwickeln. Würde sich der Fachmann, der sich ja auch als Künstler versteht, von schlichten Bürgern etwas sagen lassen? Und würden die andererseits Vorschläge akzeptieren können, die nicht aus den eigenen, bereits formulierten Vorstellungen erwachsen waren oder diesen sogar widersprachen? Vielleicht war gerade diese Spannung und der gegenseitige Respekt vor den unterschiedlichen Denksätzen des anderen die Grundlage für eine ungewöhnlich lebendige Zusammenarbeit, die sich im Laufe der vier Wettbewerbsmonate ergab. In intensiven Sitzungen und Diskussionen mit Gert Kilpper und seinem Mitarbeiter Eberhard Krieg wurde an Plänen und dem von der Stadt zur Verfügung gestellten Modell des Wettbewerbsgeländes ein gemeinsames Konzept erarbeitet. Beide Seiten gaben dabei Positionen auf, die ihnen vorher als einzig sinnvolle Lösung oder als unverzichtbar erschienen waren. Das geschah dann nach langen Streitgesprächen, in denen alle voneinander gelernt haben. Entscheidungen fielen dabei stets für oder gegen ausgeprägte Vorschläge

von eigenständigem Charakter. Kompromisse im Sinne einer mittleren Linie oder eines «kleinsten gemeinsamen Nenners» wurden nicht angestrebt und nicht geschlossen.

Konkrete inhaltliche Details der Entwürfe können an dieser Stelle noch nicht vorgestellt werden, da die im Ideenwettbewerb eingereichten Arbeiten bis nach den Sitzungen des Preisgerichts Ende April anonym bleiben.

Unabhängig davon, ob die Lösung der Arbeitsgruppe nun auch Dritte überzeugen und im Wettbewerb Erfolg haben wird, bleibt für die Teilnehmer des Arbeitskreises Neckarmüllerei die wichtige Erfahrung, daß sie Gedanken zur Stadtplanung und Stadtgestaltung nicht nur als Gegenkonzept vorbringen, sondern Ideen selbst entwickeln und mit Hilfe eines verständnisvollen Fachmannes artikulieren konnten.

Ursula Zöllner

## Historische Freiräume und Denkmalpflege

Am 8./9. Oktober 1980 wird in Essen eine gemeinsame Fachtagung des Kommunalverbandes Ruhrgebiet und der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege (Arbeitskreis für Historische Gärten) stattfinden. Dabei sollen aktuelle Probleme der Erfassung und Wertung, des Schutzes und der sachgemäßen Pflege bzw. Restaurierung historischer Gärten, Parks und öffentlicher Anlagen vorgestellt und diskutiert werden. Am 9. Oktober 1980 wird eine Exkursion nach Schloß Nordkirchen bei Münster und nach Kleve führen, um am Beispiel der Gärten bzw. Gartenfragmente von Nordkirchen wie an jenen der Klever Anlagen des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen die historische und aktuelle Bedeutung überkommener Werke der Gartenkunst und die Aufgaben und Möglichkeiten ihrer denkmalpflegerischen Betreuung zu erörtern.

Historische Freiräume gehören zu den unverzichtbaren Schöpfungen unseres kulturellen Erbes und zu den erlebnisreichsten Elementen unserer

Umwelt. Trotzdem sind sie – infolge ihres natürlichen Wandels, vor allem aber wegen ihres bislang häufig unzureichenden Schutzes – gegenüber konkurrierenden Nutzungs- und Finanzierungsansprüchen weitaus gefährdeter als die Baudenkmäler.

Im Oktober 1975 hat deshalb das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, gefördert vom Deutschen Nationalkomitee für das Europäische Denkmalschutzjahr, in Schwetzingen ein internationales Symposium «Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege» durchgeführt. Zwei Jahre später, im September 1977, hat sich eine in Ludwigsburg veranstaltete Fachtagung der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege mit der «Sanierung und Rekonstruktion historischer Gärten» beschäftigt.

Die hier angekündigte Fachtagung in Essen will die Reihe dieser Veranstaltungen fortsetzen, um neue Erkenntnisse und Erfahrungen dieses Problembereiches vorzustellen und die Forderung, sich dieser Denkmäler mehr als bisher anzunehmen, mit zusätzlichen Argumenten zu erneuern.

## Gerichtsurteil für Sprossenfenster

(dh) Der Bayerische Verwaltungsgerichtshof hat ein Urteil des Verwaltungsgerichts Bayreuth aufgehoben und die Meinung der Denkmalschutzbehörden bestärkt, die sich gegen den nachträglichen Einbau von Einscheibenfenstern in ein denkmalgeschütztes Haus in Bamberg gewandt haben. (30. 7. 79; AZ Nr. XIV 78.) Dieses Urteil dürfte auch außerhalb Bayerns interessieren. Die «Denkmalpflege-Information» des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege vom 30. 12. 1979 berichtet: «Der Eigentümer einer Wohnung des Gebäudes im Ensemblebereich hatte 1977 die Genehmigung zum Einbau von Einscheibenfenstern beantragt. Die Stadt Bamberg machte für die straßenseitigen Fenster eine Ausführung in *Flügel- und Fensterteilung wie vorhanden* zur Auflage. Daraufhin

**Höchstprämien  
und Zinsen kassieren,  
Träume erfüllen,  
Wünsche  
verwirklichen.**

## **Bausparen mit Wüstenrot.**

Ihr erster Schritt zu den eigenen vier Wänden: Schließen Sie bei Deutschlands ältester und erfahrenster Bausparkasse einen Bausparvertrag ab.

Lassen Sie sich dafür belohnen:

Vater Staat zahlt Ihnen die höchsten Prämien, Wüstenrot gibt ansehnliche Zinsen und garantiert außerdem billige Darlehen zu nur 4,5 oder 5% Zinsen. Damit können Sie

nicht nur bauen, sondern auch renovieren oder modernisieren. Was immer Sie auch planen: Nach sieben Jahren haben Sie auf jeden Fall ein kleines Vermögen auf dem Konto. Mit dem Sie machen können, was Sie wollen.

Jeder Wüstenrot-Berater und jede der über 700 Wüstenrot-Beratungsstellen in der Bundesrepublik hilft Ihnen mit gutem Rat und vielen kostenlosen Tips.

**wüstenrot**  
Der gute Grund für Ihr Eigentum

Otti Lohss  
**Doch alles bleibt zu wagen**  
 Ellenberg-Lyrik

*Ein Appell an die Umwelt, die leisen Töne zu beachten...*  
 Dr. Christiane van Briessen, München

*Manifestationen einer empfindsamen Psyche,  
 eines kritischen Intellekts.  
 Im Gespür für neue Möglichkeiten überrascht  
 der Nuancenreichtum immer wieder...*

Dr. Trude Polley, Klagenfurt

64 Seiten, DM 14,-

ELLENBERG-VERLAG  
 am Urbacher Wall 35, 5000 Köln 90

In allen Buchhandlungen

Das  
 Gastliche  
 Härtsfeld

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb, die eine Fülle erholsamer Freuden bietet: Natur und Kunst · Hügel und Heide · Wälder und Seen · Gasthäuser, Ferienwohnungen und Bauernhöfe · Burgen, Schlösser und Kirchen · Sport, Spiel und Spaß; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft.



Prospekte vom **Verkehrsverband**  
 „Gastliches Härtsfeld“ e.V.  
 Geschäftsstelle Rathaus  
 7921 Nattheim-Auernheim  
 Telefon (0 73 26) 3 47

**Wanderbücher  
 des  
 Schwarzwaldvereins**



**Bd. 1: Fritz Hockenjos (Hrsg.): Wanderführer durch die Wutach- und Gauchachschlucht.** 1973. 2., verb. Aufl. (1967), 146 Seiten, 2 Karten, 4 Bildtafeln, brosch. 10 DM.

**Bd. 2: Karl-Heinz Pohle (Hrsg.): Der Hotzenwald.** 1977. 2., verb. Aufl. (1968), 216 Seiten, 6 Abbildungen, brosch. 14 DM.

**Bd. 3: Theopont Diez (Hrsg.): Der Hegau.** Landschaft zwischen Rhein, Donau und Bodensee. 1979. 2., verb. Aufl. (1970), 166 Seiten, 1 Karte, 7 Abbildungen, brosch. 14 DM.

**Bd. 4: Ekkehard Liehl Der Hohe Schwarzwald.** 1980. 430 Seiten, 14 Kartenskizzen und Grafiken, brosch. 19 DM.

**Bd. 5: Max Buob, Willi Echle und Friedrich Singer: Wanderungen zwischen Murg und Acher.** 1971. 195 Seiten, 1 Wanderkarte, 8 Bildtafeln, geb. 14 DM.

**Bd. 6: Fritz Schülin (Hrsg.): Wanderführer durch das Markgräflerland.** 1971. 244 Seiten, 1 Wanderkarte, 5 Abbildungen, geb. 14 DM.

**Bd. 7: Ernst-Ulrich Köpf u. Fred Scholz: Land um Alb, Enz und Nagold.** 1973. 228 Seiten, 1 Wanderkarte, 10 Abbildungen, geb. 14 DM.

**Bd. 8: Emil Imm (Hrsg.): Land um Kinzig und Rench.** 1974. 180 Seiten, 1 Wanderkarte, brosch. 10 DM.

**Bd. 9: Emil Imm (Hrsg.): Kaiserstuhl, Rheinauen, Schwarzwaldvorberge.** 1976. 272 Seiten, 3 Abbildungen, brosch. 14 DM.

Erhältlich  
 in allen Buchhandlungen

**Verlag  
 Rombach  
 Freiburg**

**Von Mannheim  
 bis zum Bodensee,  
 von Freiburg bis Ulm:**

**BW-Bank**

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg. Aber nur eine Baden-Württembergische Bank.

Mit Zentralen in Stuttgart, Karlsruhe und Heilbronn.

Und mit mehr als 100 Niederlassungen im ganzen Land.

Mit Korrespondenzbanken in aller Welt, modernsten technischen Einrichtungen und ständigen Vertretungen an den Börsenplätzen Frankfurt und Stuttgart.

Unsere Kunden schätzen unsere vertrauensvolle, persönliche Beratung. Sie kennen unsere Sorgfalt bei kleinen wie bei großen Beträgen.

Sie sagen ganz einfach „BW-Bank“, und sie meinen die Bank, die in Baden-Württemberg zu Hause ist.

Für sie sind wir:  
 Die Vertrauensbank im Land.

**BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK**  
 Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x im ganzen Land

**BW  
 BANK**

klagte der Eigentümer. Unter Aufhebung des erstinstanzlichen Urteils des Verwaltungsgerichts Bayreuth entschied nunmehr der Bayerische Verwaltungsgerichtshof zugunsten der beklagten Stadt. Wir zitieren aus dem Urteil: *Nach Auffassung des Senats widerspricht der Einbau von Einscheibfenstern im vorliegenden Fall in zweierlei Hinsicht dem Verunstaltungsverbot des Art. 11 BayBO: Einmal bezieht sich der Bauantrag nur auf ein Geschöß des Hauses; seine Verwirklichung würde daher die Einheitlichkeit der Fassade stören (1). Ferner würde der Einbau von Einscheibfenstern, auch wenn er einheitlich ausgeführt würde, verunstaltend wirken (2). Da bereits die allgemeine Vorschrift des Art. 11 BayBO verletzt wird, bedarf es keiner Prüfung mehr, ob auch die besonderen Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes zum selben Ergebnis führen würden.»*

## Bundesinnenministerium für Vollzug des Abwasserabgabengesetzes

(U II 1) Die Abwasserabgabe muß, wie im Gesetz vom 13. September 1976 vorgesehen, ab 1. Januar 1981 erhoben werden. Hierauf weist das Bundesministerium des Innern aus Anlaß der auf Initiative des Landes Baden-Württemberg zwischen den unionsregierten Bundesländern geführten Verhandlungen über eine Änderung des Abwasserabgabengesetzes mit Nachdruck hin. Nachdem die ursprünglichen Absichten, das Gesetz ganz abzuschaffen, nicht verwirklicht werden konnten, will das Land Baden-Württemberg jetzt den Vollzug des Abwasserabgabengesetzes wenigstens vorläufig außer Kraft setzen. Die hierfür vorgebrachten Gründe – Unvollziehbarkeit des Gesetzes, Überbürokratisierung – sind nur vordergründig und nicht stichhaltig. Vielmehr gilt:

1. Das Gesetz, das im wesentlichen Formulierungen der Länder übernommen hat, ist ab 1. 1. 1981 vollziehbar. Die bei der Vorbereitung des Gesetzvollzugs aufgetretenen Probleme sind weder für das Abwasserabgabengesetz typisch noch besonders schwerwiegend. Sie sind – wie das Vorbild Nordrhein-Westfalen

zeigt, denn hier wurde das Landeswassergesetz mit den Stimmen der CDU-Opposition bereits verabschiedet – durchweg lösbar und müssen, wozu der Druck der Abwasserabgabe nötig ist, gelöst werden. Das Abwasserabgabengesetz hat sowohl den für den Vollzug zuständigen Ländern als auch den betroffenen Abwassereinleitern großzügige Fristen eingeräumt, sich auf die Abwasserabgabe einzustellen.

2. Der Vorwurf der Überbürokratisierung trifft die Gegner des Abwasserabgabengesetzes selbst. Die Abwasserabgabe ist gerade das unbürokratisch wirkende Instrument des Gewässerschutzes, das die Eigeninitiative der Abwassereinleiter aktiviert und die bei der Durchsetzung der notwendigen Gewässerschutzmaßnahmen schon in der Vergangenheit überforderten Behörden entlastet. Das Abwasserabgabengesetz ist kein Finanzgesetz, dessen Einnahmen durch einen bürokratischen Apparat etwa wieder aufgezehrt werden. Es ist vielmehr ein Umweltschutzgesetz, das, in konsequenter Anwendung des Verursacherprinzips, unmittelbar für eine bessere Reinhaltung unserer Gewässer sorgt und im Verhältnis zu seinen Kosten einen hohen Nutzen erbringt.

Somit gilt unverändert weiter: Die Abwasserabgabe ist ein wirksames und gerechtes und deshalb unverzichtbares Mittel staatlicher Umweltpolitik. Verzögerungen in der konsequenten Anwendung des Abwasserabgabengesetzes sind nicht zu verantworten. Die jüngsten Umweltkatastrophen, bei denen gefährliche Giftstoffe in die Umwelt – auch in Gewässer (Fischsterben) – gelangt sind und die in der Öffentlichkeit starkes Aufsehen erregt haben, führen erneut deutlich vor Augen, daß wir in den Anstrengungen für einen wirksameren Schutz unserer Umwelt keine Zeit verlieren dürfen.

Nachdem sich verantwortungsbehaftete Abwassereinleiter in Kommunen und Industrie durch hohe Investitionen auf das Gesetz eingestellt haben, wäre es unverantwortlich, die Nachlässigen durch Aussetzen des Termins zum Inkrafttreten der Abgabenerhebung noch zu begünstigen.

## Flurnamen richtig verwenden!

In der Hohenzollerischen Zeitung vom 31. Januar 1980 liest man mit leichtem Erstaunen, daß das Gewann «Hohengert» bei Bisingen-Wessingen unter Naturschutz gestellt worden sei. Auf alten Karten, auch auf der Karte 1:25000 findet man statt dieses sinnlosen Namens die richtige herkömmliche Bezeichnung «Hohegert», d. h. Hoh-Egert oder hohe Egert. Flurnamen wie Egert, Egerten oder Egart kommen auf vielen unserer Markungen vor. Es handelt sich dabei um Flurteile, die zeitweilig als Ackerland genutzt worden sind, zeitweilig auch als Wiese oder Weide, gelegentlich wegen schlechter, steiniger Böden als Ödland unbebaut gelegen haben oder mit Wald aufgestockt worden sind. Sie waren nicht in den Flurzwang der Dreifelderwirtschaft einbezogen. Man kann das in jedem Flurnamenbuch und auch im Schwäbischen Wörterbuch nachlesen. Es könnte – und sollte! – darum auch bei der Regionalzeitung bekannt sein. Im Zusammenhang damit ist vielleicht der bescheidene Hinweis erlaubt, daß auch unsere Flurnamen als ein altüberliefertes heimatliches Gut erhaltenswert und pflegebedürftig sind und vor gedankenloser Verballhornung, wie man ihr leider oft begegnet, in Schutz genommen werden sollten.

Vielleicht darf ich hier eine kleine Geschichte aus meiner bisher nicht veröffentlichten Sammlung anfügen: Vor etwa 80 Jahren sprach vor einem Amtsgericht ein biederer Bauer vom heimischen Ösch als Tatort eines Vergehens. Auf mehrfache Fragen des Herrn Amtsrichters, was er mit «Ösch» meine, oder was das sei, erwiderte der gute Mann, ein «Ösch» sei halt ein «Ösch», und erhielt schließlich einen Anpiff, er solle endlich deutsch reden, wenn er vor Gericht stehe. Darauf meinte er ganz treuherzig und unbefangen, der Herr Gerichtsrat solle halt Schwäbisch lernen, wenn er hier Richter sein wolle. Vielleicht sollte man sich bei der regionalen Presse gelegentlich auch ein wenig mit Flurnamen beschäftigen. Willy Baur



## Holzhay-Orgel in Neresheim nach der Restaurierung

Die Hauptorgel der Abteikirche in Neresheim konnte im vergangenen Jahr nach langwierigen und schwierigen Restaurierungsarbeiten von Abt Norbert Stoffels OSB geweiht und von Professor Peter Alexander Stadtmüller in einem Konzert der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Vier Jahre nach der Wiedereröffnung der unter gewaltigen finanziellen und technischen Anstrengungen geretteten Kirche des Baumeisters Balthasar Neumann mit den prächtigen Fresken des kongenialen Malers Martin Knoller wurde damit ein gewichtiger Schlußpunkt unter eine 13 Jahre dauernde Phase der Wiederherstellung eines Gesamtkunstwerks von europäischem Rang gesetzt. Das Land Baden-Württemberg, die Benediktinerabtei Neresheim und die im «Verein zur Erhaltung der Abteikirche Neresheim» zusammengeschlossenen Bürger haben dieses Rettungswerk er-

möglicht. Als letztes wurde das Orgelwerk des in Schwaben berühmten Orgelmachers Johann Nepomuk Holzhay originalgetreu wiederhergestellt, nachdem es in den vergangenen 200 Jahren durch mehrfache Eingriffe seines ursprünglichen Charakters fast gänzlich entkleidet worden war.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Neresheimer Ulrichsberg barocke Architektur und Malerei zu einem letzten Höhepunkt einer zu Ende gehenden Kunstepoche verschmolzen, war es für die kunstsinnigen Benediktiner geradezu eine Verpflichtung, mit der Ausführung der Hauptorgel ebenfalls höchsten Ansprüchen zu genügen. Und so ging der Auftrag an den Ottobeurer Meister Johann Nepomuk Holzhay (1741–1809), der als letzter großer Orgelbauer des 18. Jahrhunderts gilt und zusammen mit seinem Lehrmeister Karl Joseph Riepp und Joseph Gabler das berühmte Dreigestirn im süddeutschen Raum jener Zeit bildet. Holzhay, von dem auch die Orgelwerke in Rot an der Rot, Obermarchtal und Weissenau stammen, schuf

sein Neresheimer Werk in den Jahren 1792–1797. Dabei erwies er sich – wie Walter Supper schreibt – allen bedeutenden Orgelmachern – außer Gabler – überlegen: *Die in vier Türme und drei Brückenstücke aufgefächerte «Neresheimerin» rang ihm eine der allerschwierigsten ingenieusen Trakturführungen ab, die vom – hier freistehenden – Spieltisch ausgehen, in mehrfachen Überlagerungen, Auffächerungen, Ab- und Verzweigungen zu den Registerschleifen und zu den Tonventilen der Schleifladen gelangen . . .*

Das 19. und 20. Jahrhundert aber bescherten dem großen Werk eine Serie von Reparaturen und Anpassungen an den Zeitgeschmack. Schon 1837 wurde die Orgel durch Kürzung der Pfeifen um einen Halbton höher gestimmt; nach zahlreichen weiteren Veränderungen wurde schließlich 1928/29 gar die mechanische Traktur durch eine elektrische ersetzt; dieser elektrischen Orgelanlage war vom ersten Tag an nur wenig Glück beschieden.

Im Zuge der Rettungsmaßnahmen für die Neresheimer Kirche stellte es sich daher als zwingend heraus, nun auch die Orgel als kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges entsprechend zu restaurieren. Anlässlich der Orgelweihe wurde in Neresheim ein Film über diese Arbeiten uraufgeführt. Für den Laien war dies ein eindrucksvolles Beispiel, mit welcher Präzision und handwerklichen Kunst hier vorgegangen werden mußte!

Einem Bericht über die Restaurierung der Orgel mit ihren 48 Registern seien einige Daten entnommen: Das Pfeifenwerk umfaßt 3523 klingende Pfeifen, von denen nur 70 aus Holz sind. Die größte Metallpfeife hat einen Durchmesser von 246 mm und eine Länge von 5,17 m; die kleinste Pfeife hat einen Durchmesser von 4,9 mm und eine Länge von 2 cm. Die vom System her wieder rein mechanische Orgel liegt in ihrer Stimmung einen halben Ton tiefer als die heutige Normalstimmung.

Mit dem Wiedererklingen von Johann Nepomuk Holzhays Hauptwerk konnte ein fast schon verloren geglaubtes Denkmal der Orgelbaukunst zurückgewonnen werden.

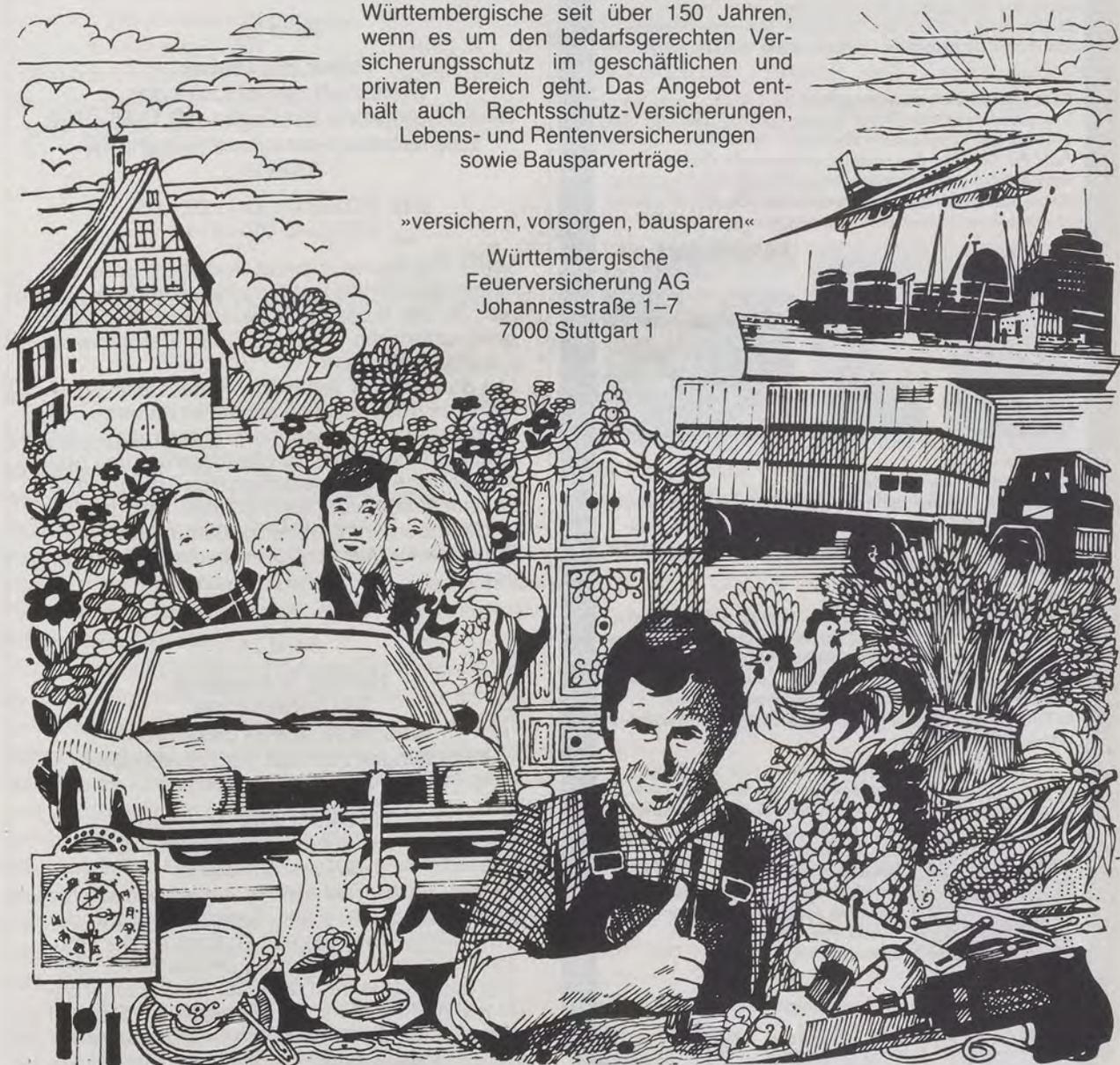
Ottmar Engelhardt

# Zuverlässig und solide fortschrittlich und leistungsstark

Nach diesen Grundsätzen arbeitet die Württembergische seit über 150 Jahren, wenn es um den bedarfsgerechten Versicherungsschutz im geschäftlichen und privaten Bereich geht. Das Angebot enthält auch Rechtsschutz-Versicherungen, Lebens- und Rentenversicherungen sowie Bausparverträge.

»versichern, vorsorgen, bausparen«

Württembergische  
Feuerversicherung AG  
Johannesstraße 1-7  
7000 Stuttgart 1



**Württembergische**  
Versicherungen

**neu**

Jetzt zum  
Subskriptions-  
preis.



Adam/Kurz  
**Eiszeitkunst im  
süddeutschen Raum**

160 Seiten mit 72 teils farbigen Tafeln. Bildband-Großformat. Subskr.-Preis Ln. DM 54,-, später DM 68,-. Die frühesten Kunstwerke des Menschen in Süddeutschland. Erste Gesamtdarstellung in Text und Bild. Skulpturen, Gravuren, Felskunst aus Höhlen im süddeutschen Raum in Bild und Text vorgestellt.

Beck/Planck

**Der Limes in Südwestdeutschland**

Limeswanderweg Main-Rems-Wörnitz. Ca. 160 Seiten mit über 100 Abb. und Kartenskizzen sowie einer Wanderkarte 1:50 000. Farb. Pp. DM 34,-. Das neue Limes-Sachbuch. Geschichte und Entstehung des römischen Grenzwalls mit zahlreichen Fotos. Wanderkarte und Kartenskizzen machen das Sachbuch zu einem informativen archäologischen Wanderführer. Erscheint Mai.



Eberhardt

**Adam und Eva im Paradies**

Hrsg. von M. Blümcke und H.-B. Kloos. 226 Seiten mit dok. Fotos. Ln. DM 28,-. Ein Sammelband aller Mundartspiele, die Eberhardt für den Südd. Rundfunk geschrieben hat und eine Auswahl seiner Gedichte in Rieser Mundart.

**Reutlinger und Uracher Alb**

Reihe Natur, Heimat, Wandern, hrsg. vom Schwäbischen Albverein e. V., ca. 200 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen sowie einer vierfarbigen Wanderkarte. Flexibler Plastikeinband DM 19,80. Erscheint Mai. Geologischer Aufbau der Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, Höhlen, Städtebilder, Sehenswürdigkeiten. 55 Rundwanderungen, 17 Streckenwanderungen, 2 Rundfahrten, Loipen, Radwanderwege.



Das Standardwerk über die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen erscheint im Mai neu in zweiter verbesserter und ergänzter Auflage: **Die Württembergischen Staatseisenbahnen** Von A. Mühl und K. Seidel. 340 Seiten mit vielen Abb. und Typenskizzen. Subskr.-Preis bis 1. 10. DM 68,-, später DM 88,-.



Konrad Theiss Verlag

## Industrielle Welt Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte

Hrsg. von Werner Conze

Band 22

### Volker Hentschel Wirtschaftsgeschichte der Maschinenfabrik Esslingen AG 1846-1918 Eine historisch-betriebswirtschaftliche Analyse

1977, 170 Seiten, kart., 29,- DM  
ISBN 3-12-910470-4

Volker Hentschel schreibt in diesem Band die Firmengeschichte der Maschinenfabrik Esslingen. In der lebendigen Darstellung ergänzen sich historische Erzählung und betriebswirtschaftliche Analyse.

Die Studie ist in der Reihe »Industrielle Welt« die erste Buchveröffentlichung im Rahmen des Heidelberger Forschungsprogrammes »Arbeitskräftepotential, Berufsdifferenzierung und soziale Lage der unselbständigen Arbeitskräfte im Industrialisierungsprozeß des Königreichs Württemberg«, das unter der Leitung von Herrn Professor Dr. Werner Conze durchgeführt worden ist.

Band 24

### Heilwig Schomerus Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert

1978, 356 Seiten, Anhang, Register,  
Leinen mit Schutzumschlag, 89,- DM  
ISBN 3-12-910830-0

In den letzten Jahren ist immer wieder die Forderung nach einer Sozialgeschichte der deutschen Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung laut geworden. Die Studie von Heilwig Schomerus trägt dazu bei, die Forschungslücke zu schließen: Sie vermittelt am Beispiel einer relativ überschaubaren Gruppe, der Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen, Einblicke in das Arbeits- und Arbeiterleben des 19. Jahrhunderts.



Klett-Cotta

# Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

## Wieder Kurse im VHS-Heim Inzigkofen

Das Volkshochschulheim Inzigkofen bietet auch 1980 wieder ein reichhaltiges Kursprogramm. In der weitgefaßten Vielfalt der Themen erscheint immer wieder auch Landeskundliches: Moore in Oberschwaben – Paläontologie – Gesteinskunde – Einführung in die Petrografie – Die Römer in Südwestdeutschland – Barock am Bodensee. Interessenten können das Programm anfordern beim Volkshochschulheim Inzigkofen 7483 Inzigkofen 1 bei Sigmaringen Telefon (07571) 5851

## Weinsberg und Justinus Kerner

Kerner-Freunde sollten sich das letzte April-Wochenende 1980 vormerken: Vom 25. bis zum 27. April feiert der Justinus-Kerner-Verein sein 75jähriges Bestehen mit einer Reihe von Veranstaltungen, die sich nicht nur mit Kerner und seinem Werk, sondern auch mit dem Umfeld seines Wirkens, mit seinem Freundeskreis und da besonders auch mit Ludwig Uhland beschäftigen. Höhepunkte im Programm des «Justinus-Kerner-Wochenendes» in Weinsberg sind die Festveranstaltung am Samstag, dem

26. April (mit einem Vortrag von Prof. Dr. Otto Borst, Esslingen) und ein Rundgespräch mit allen Referenten am Sonntag, dem 27. April 1980.

## Persönliches

Am 2. Juni 1980 feiert PROFESSOR KARL HÄFNER (Heilbronn) seinen 95. Geburtstag. Den Lesern der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ist PROFESSOR HÄFNER durch viele Artikel zu Mundart und Mundartforschung bekannt. Am 8. Mai 1980 begeht der Lyriker, Erzähler und Essayist PROFESSOR OTTO HEUSCHELE (Waiblingen) seinen 80. Geburtstag.

# Veranstaltungen und Studienfahrten

34

### Aktion Irrenberg 1980

Samstag, 19. Juli 1980

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

**Zusteigemöglichkeit** an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**  
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

**Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.**

36

### Die Pfalz II

Eine sommerliche Studienwoche

Samstag, 26. Juli bis Samstag, 2. August 1980

**Die Studienwoche 1980 muß leider abgesagt werden.**

**Terminänderung:**

42

### Dinkelsbühl und Weitingen

**Führung: Manfred Akermann**

**statt: Samstag, 20. September 1980**

**jetzt: Samstag, 4. Oktober 1980**

**Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 33,-

Stuttgart – Schwäbisch Gmünd – Aalen – Ellwangen – Dinkelsbühl – Weitingen – Zöbingen – Lauchheim – Aalen – Stuttgart

Von den einstigen Reichsstädten an der Romantischen Straße ist Dinkelsbühl diejenige, die ihren ursprünglichen Charakter am reinsten bewahren konnte. Der benachbarte Marktflecken Weitingen war im 17. Jahrhundert Sitz einer Nebenlinie des württembergischen Herzogshauses, zu der auch die Herrschaft Brenz an der Brenz gehörte. Wenn auch das Weiltinger Schloß 1814 abgebrochen wurde, bewahrt der Ort noch zahlreiche Erinnerungen an seine württembergische Vergangenheit.

## Terminänderung:

44

### Heilbronner Tage 1980

(mit Jahreshauptversammlung 1980)

#### Landschaft und Kultur

#### im württembergischen Unterland

**Samstag, 4. Oktober, bis Sonntag, 5. Oktober 1980**

Wegen der Terminüberschneidung mit der Bundestagswahl 1980 müssen die «Heilbronner Tage 1980» leider ausfallen. Der vorgesehene Tagungsort hat im Herbst 1980 keine freien Säle mehr zu unserer Verfügung.

## Mitgliederversammlung 1980

Statt der «Heilbronner Tage 1980» (mit Jahreshauptversammlung) findet

**am Sonntag, dem 9. November 1980, in Stuttgart** eine **Mitgliederversammlung** statt.

### Programm

#### 10.00 Uhr: Führungen

1

#### Württembergisches Landesmuseum

Treffpunkt: Im Hof des Alten Schlosses

2

#### Hauptstaatsarchiv Stuttgart

(Ständige Ausstellung)

Treffpunkt: Hauptstaatsarchiv Konrad-Adenauer-Str. 4

3

#### Stadtführung

Treffpunkt: Schillerplatz

#### 14.30 Uhr, Europa-Saal des Restaurants Schönblick

#### Mitgliederversammlung

#### 16.30 Uhr (am gleichen Ort)

#### Öffentliche Vortragsveranstaltung

#### Dr. Oswald Rathfelder

#### Schönheit, Bedrohung und Schutz der natürlichen Lebensräume

(mit Lichtbildern)

anschließend: Abendessen und Aussprache

### Hinweise für Teilnehmer

Das Restaurant Schönblick ist vom Hauptbahnhof und von der Haltestelle Konrad-Adenauer-Straße (nach den Führungen!) mit der Buslinie 43 zu erreichen. (Haltestelle Kunstakademie).

**Anmeldung** ist erforderlich: für die Führungen, für das Mittagessen (nach der Karte) und für das Abendessen (nach der Karte) im Restaurant Schönblick.

Weitere Einzelheiten werden in Heft 3/1980 mitgeteilt.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

46

### 1. Fahrt ins Blaue

**Mittwoch, 22. Oktober 1980**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

47

### 2. Fahrt ins Blaue

**Sonntag, 26. Oktober 1980**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

48

### Advent in Saarbrücken

**Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Freitag, 28. November 1980 bis Sonntag, 30. November 1980**

**Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 93,-

Freitag: BAB Stuttgart – Saarbrücken. (Nachmittags Stadtbesichtigung.)

Samstag: Ausfahrt zum «Schwarzwälder Hochwald» über Köllerbach – Tholey (Benediktinerkloster) – Otzenhausen (Hunnenring) – Hermeskeil – Schwarzwälder Hochwald – Birkenfeld (Residenzstadt) – BAB Saarbrücken.

Sonntag, 1. Advent: Rückfahrt über den französischen Teil des Bliesgau und am Südrand des Pfälzerwalds (Bitsch – Stürzelbronn – Weißenburg) nach Stuttgart.

Die diesjährige Adventsfahrt hat das Saarland bzw. seine französische Grenzregion zum Ziel. Schwerpunkte liegen, schon der Jahreszeit gemäß, auf den Kunstdenkmälern des Landes, wobei die Landschaft immer einbezogen sein soll. Der Samstag wird in dieser Hinsicht mit der Fahrt zum «Schwarzwälder Hochwald», einem Teil des Hunsrücks, einen Höhepunkt bieten.

Für die Fahrt ist unbedingt der Personalausweis erforderlich; der Jahreszeit entsprechende Kleidung wird angeraten. Für die Abende bestehen in Saarbrücken genügend Möglichkeiten, Theater usw. zu besuchen.